

Ferien vom Krieg – Schritte zur konkreten Utopie einer friedlichen Welt¹

Helga Dieter

Zum Thema der Tagung »Religion und Politik im Zeichen von Krieg und Versöhnung« werde ich, was die Religion betrifft, nicht viel beitragen können. Nach meinen Erfahrungen spielt sie in den konkreten Begegnungen der jungen Menschen aus Kriegs- und Krisenregionen, die ich seit zehn Jahren koordiniere, nur eine marginale Rolle. Vielleicht bin ich aber auch als nicht-religiöser Mensch nicht sensibel, empathisch oder kompetent genug, diese Bedeutungsmuster tiefenhermeneutisch auszuloten. Deshalb zunächst eine biografische Vorbemerkung.

Religion und Politik in meiner Biografie

Als Kriegskind bin ich im völlig zerstörten Kassel aufgewachsen. Mein Vater stammte aus einer katholischen Bauernfamilie, die vor allem Wein anbaute und diesen gelegentlich auch trank. Er wurde als junger Mann ins Kloster geschickt. Die Lehre als Novize hat er nicht bestanden; wegen dieser Schmach musste er weit weg umziehen – nach Kassel. Dort heiratete er meine Mutter, die aus einer pietistischen Familie stammte, die im »Blauen Kreuz« dem Teufel Alkohol den Kampf angesagt hatte. Weil die vier Kinder protestantisch erzogen wurden, wurde mein Vater aus der katholischen Kirche exkommuniziert, worunter er sehr gelitten hat. So sang ich morgens in einer katholischen Klosterschule Marienlieder und hörte abends in der pietistischen Bibelstunde des Blauen Kreuzes Erweckungsgeschichten der Alkoholiker. Religiöser Fundamentalismus auf beiden Seiten, wie man ihn sich heute kaum noch vorstellen kann. In diesem Spannungsfeld aufgewachsen, stehe ich Religionen distanziert gegenüber, ohne ihre individuelle und kulturelle Prägekraft zu leugnen.

Im Alter von etwa 17 Jahren hatte ich einige weichenstellende Erlebnisse. SO empfahl Schulschwester Melusa meinen Eltern, sich nicht weiter für meine Bildung krumm zu legen. Deshalb kam ich auf eine staatliche Schule und lernte existenzialistische Autoren wie Sartre und Camus kennen. Als ich zum ersten Mal verliebt war, suchte ich heimlich nach einem Buch zur sexuellen Aufklärung. Ich stieß auf Erich Fromms »Die Kunst des Liebens«. Das war »Aufklärung« im allerbesten Sinne, wenn auch nicht die erwartete. Ein weiteres Erlebnis hatte ich auf einer Klassenfahrt nach England, als wir nach Coventry kamen. Der Lehrer verbot uns, miteinander zu sprechen. Deutsche Laute könnten Aggressionen provozieren. Als ich die von Deutschen zerstörte Stadt sah, begriff ich, dass diese Ruinen etwas mit den Trümmern bei uns daheim in Kassel zu tun hatten. Schließlich erinnere ich mich daran, wie verstört ich war, als ich den Film »Bei Nacht und Nebel«,

¹ Überarbeitete Fassung meines Vortrags am 29. 05. 2005, Bad Marienberg/Westerwald.

gesehen hatte, in dem Aufnahmen über Auschwitz und die wirtschaftliche Verwertung der Ermordeten gezeigt wurden.

Diese Erlebnisse führten letztendlich dazu, dass ich politisch aktiv wurde. Im Frankfurter SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) vor der 68er Studentenbewegung war, unter dem Einfluss der Überväter Adorno, Horkheimer und Marcuse aus dem »Institut für Sozialforschung«, die Auseinandersetzung mit dem Holocaust und der möglichen Täterschaft der eigenen Väter das zentrale Thema. Nicht nur unsere Schuldgefühle, sondern auch die »neue Qualität« der vergesellschafteten Produktion und Erziehung in den Kibbuzim ließen uns Israel als das gelobte utopische Land erscheinen. Ich erinnere mich gut, wie ich im SDS eine Studentin aus Israel kennen lernte – die erste Jüdin, der ich begegnete – und versuchte, ihre Freundin zu werden. Sie mochte mich oder meine philo-semitische Penetranz ganz offensichtlich nicht. Heute kann ich das gut verstehen.

Ein anderes idealisiertes Land war in dieser Zeit für mich das »blockfreie« Jugoslawien mit der Arbeiterselbstverwaltung der Betriebe und einer internationalen sozialphilosophischen Sommeruniversität auf Korcula.

Seit zehn Jahren stehe ich bei meiner täglichen Arbeit für das Projekt »Ferien vom Krieg« vor den Scherben dieser idealisierten Gesellschaften meiner Jugendzeit. Zwar habe ich nach Auflösung des SDS (1970) nie einer stalinistischen oder maoistischen Gruppe angehört, doch auch mir gingen damals militante Slogans zur Unterstützung der Freiheitsbewegungen in der »Dritten Welt« leicht über die Lippen. Wenn der »Sieg im Volkskampf« errungen war, entpuppten sich manche Helden der »internationalen Solidarität« als die neuen Unterdrücker und Schlächter (siehe z. B. in Kambodscha, Angola, Zimbabwe). Das lehrte mich, dass Opfer nicht von vornherein die besseren Menschen sind, sondern sie unter veränderten Machtverhältnissen schnell zu Rächern und Tätern werden können. Das hört sich vielleicht banal an, ist aber angesichts des Leids der Opfer bei den Begegnungen im Rahmen der Aktion »Ferien vom Krieg« aktuell immer wieder eine schwer zu vermittelnde Einsicht.

Da ich häufig in Tuzla war, kenne ich viele der im Sommer 1995 aus Srebrenica deportierten Witwen und Waisen und habe mich intensiv mit der Eskalierung der Gewalt bis hin zu den Massakern an Tausenden von Männern beschäftigt.² Die Suche nach Erklärungen für diese Gewalteruption der bosnischen Serben und das Mitgefühl für die Opfer haben mich stark aufgewühlt. Viele der lebend Davongekommenen haben damals nach dem bosniakischen (muslimischen) Nationalhelden Naser Oric gerufen, der sie rächen sollte. Von dessen Verbrechen gegen die serbische Bevölkerung wollten die Witwen damals nichts wissen. Jetzt steht Oric wegen Kriegsverbrechen und Morden, die er mit seinen Freischärlern beim Niederbrennen serbischer Dörfer begangen hatte, in Den Haag vor dem UN-Tribunal.

Den Weg aus der Befangenheit in der »Solidaritätsfalle« der Friedensarbeit weist auf persönlicher Ebene eine der Psychotherapie entlehnte »professionelle Distanz« – hierauf komme ich zum Ende meines Vortrags noch einmal zurück – und auf politischer Ebene

² Vgl. Komitee für Grundrechte und Demokratie, *Jahrbuch 2002/2003*, Köln (Leitthema: Medien, Bürgerrechte und Politik – eine andere Dialektik der Aufklärung).

ein »streitbarer Pazifismus«, wie ihn das »Komitee für Grundrechte und Demokratie«³ vertritt.

»Ferien vom Krieg«: Begegnungen junger Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien

Von der Idee zur Umsetzung

Die Kriege im ehemaligen Jugoslawien haben in der Friedensbewegung viele Menschen innerlich zerrissen und Friedensgruppen gespalten. Als sich die Situation in Jugoslawien kriegerisch zuspitzte, zog im September 1991 eine »Friedenskarawane« unter Beteiligung von Repräsentanten und Repräsentantinnen der internationalen Friedensbewegung durch Slowenien, Kroatien, Serbien und Bosnien. Für das Komitee nahmen daran *Andreas Buro* und *Klaus Vack* teil. Sie knüpften Kontakte zu vielen örtlichen Friedensgruppen und unterstützten diese nach Ausbruch des Krieges. Damit diese über die Fronten hinweg weiter in Kontakt bleiben konnten, wurden beispielsweise Treffen im Ausland organisiert. Mit zunehmenden Zerstörungen wurde die unmittelbare Not so groß, dass eher materielle als ideelle Hilfe notwendig schien. Daraus entwickelte sich die Aktion »Helfen statt schießen!« Bei den über 100 Reisen und Hilfstransporten von Hanne und Klaus Vack in die Kriegsgebiete und Flüchtlingslager machte sie das Leid der Kinder, die sich vor Granaten und Heckenschützen in Kellern verstecken mussten oder hungrig in ungeheizten Eisenbahnwaggons vegetierten, besonders betroffen. Deshalb entwickelten sie 1994 die großartige Idee der Aktion »Ferien vom Krieg«. Erschöpft von all den Strapazen, zogen sie sich nach drei Jahren aus dem Projekt zurück, das ich seitdem koordineiere.

Die Idee hatte schnell breite Unterstützung gefunden. Viele Menschen aus der Friedensbewegung übernahmen eine »Ferienpatenschaft« für 250 DM (heute 130 €) oder sammelten dafür bei Familienfesten, in Kirchen und Schulen, bei Benefizkonzerten und Ausstellungen. Bis heute bilden diese privaten Spenden die finanzielle Basis des Projektes.⁴

Die Auswahl der Teilnehmenden

Bei 1 000 bis 2 000 Kindern und Jugendlichen, die während und nach dem Krieg jeden Sommer zu den Ferien am Meer eingeladen wurden, mussten wir die Auswahl der Teilnehmenden und Betreuer unseren verschiedenen Partnerorganisationen überlassen, mit denen wir z. T. im ehemaligen Jugoslawien schon seit über zehn Jahren zusammen arbeiten.⁵ Einige dieser Organisationen wurden nicht mehr beteiligt, weil die Auswahl der Kinder manchmal mehr klientelistischen Kriterien folgte als unseren sozialen (Flücht-

³ Im Folgenden »Komitee« genannt. »Ferien vom Krieg« ist eine Aktion des Komitees (siehe hierzu auch im Teil »Materialien«, Internet, S. 297.

⁴ Siehe hierzu im Teil »Materialien«, Internet, S. 297.

⁵ Amica e.V. aus Freiburg mit der örtlichen Organisation »Priateljice« (Freundinnen) betreut in der bosnischen Föderation (Tuzla) vor allem die (muslimischen) Flüchtlingsfrauen und -kinder aus Ostbosnien (Zvornik, Srebrenica) durch sozialtherapeutische und berufsbildende Angebote.

linge, Kriegswaisen, sehr arme Familien, Heimkinder). Seitdem gestatten wir nur nach Absprache, dass eigene Kinder oder Verwandte mitgebracht werden.

Seitdem die Grenzen durchlässig und gemeinsame Freizeiten möglich geworden sind, hat sich unser Schwerpunkt von der humanitären Hilfe zur friedenspolitischen Praxis verlagert. Die meisten Partnerorganisationen unterstützen das Konzept der gemeinsamen Gruppen aus verfeindeten Gebieten. Einige wollten aus politischen, religiösen oder humanitären Gründen Freizeiten jedoch nur mit ihrer besonderen Zielgruppe durchführen.⁶ Nach oft jahrelangen Diskussionen trennten wir uns von diesen Partnerorganisationen, deren humanitäre und sozialpädagogische Arbeit zwar hoch zu schätzen ist, aber unserem Konzept der friedenspädagogischen Begegnungen nicht entspricht.

Seit der Verlagerung des Schwerpunktes von humanitärer Hilfe auf friedenspolitische Praxis (also schon seit etwa acht Jahren), werden in manchen Fällen die oben genannten sozialen Auswahlkriterien gelockert. Wenn z. B. in der geteilten Stadt Gornji Vakuf der muslimische Ortsvorsteher seine Tochter mit ans Meer schickt und gleichzeitig die Tochter des Ortsvorstehers der anderen, kroatisch-katholischen Seite, die sich jetzt Uskoplje nennt, mitfährt, so hoffen wir auf entspannende Rückwirkung bei den »Hardlinern« beider Seiten.

Einige Erfahrungen von den ersten Jahren bis heute

In den Jahren von 1994 bis 1996, also noch während des Krieges und kurz danach, war es unmöglich, kroatische, serbische und muslimische Kinder gemeinsam einzuladen, die Grenzen waren hermetisch geschlossen. Allerdings kamen schon damals Kinder aus der zwischen Kroaten und Muslimen, nach heftigen Kämpfen mit vielen Toten, geteilten Stadt Gornji Vakuf / Uskoplje gemeinsam nach Zivogosce ans Meer.

Jahrelang war es eine Zitterpartie, ob die Busse aus Bosnien die Grenze zu Kroatien passieren konnten. Die übermüdeten Kinder wurden stundenlang in glühender Hitze aufgehalten, obwohl alle korrekte Papiere hatten.⁷ Einmal wussten die kroatischen Grenzbeamten nicht, dass ein Teil der unter UN-Verwaltung stehenden Stadt Brcko zur bosnischen Föderation gehört. Ein anderes Mal hielten sie einen Betreuer auf, der nichtsahnend noch Jahre nach dem Krieg als Deserteur auf ihrer Fahndungsliste stand. Die Schilderung derartiger Vorkommnisse ließe sich fortsetzen.

Bereits ein Jahr nach dem Massaker an den Männern von Srebrenica und der Deportation von über 20 000 Frauen und Kindern aus der UN-Schutzzone nach Tuzla, konnte sich ein Teil dieser Kinder im Sommer 1996 an der Adria von seinen traumatischen Erlebnissen erholen. Zwei Jahre später gelang uns ein Wunder: Die aus Srebrenica nach Tuzla deportierten Kinder begegneten am Meer den serbischen Kindern, die nun als Flüchtlinge in ihren Häusern in Srebrenica lebten. Eine Betreuerin, die in Srebrenica

⁶ Z. B. die Mönche mit katholischen, kroatischen Rückkehrern oder die Hilfsorganisation »Zdravo da ste« (Es soll euch gut gehen), die sozialpädagogisch mit serbischen Flüchtlingskindern arbeitet, die aus der Krajina in Kroatien oder später aus Kosova/o nach Serbien vertrieben wurden und häufig noch in Lagern untergebracht sind.

⁷ Aufgrund der Intervention des EU-Beauftragten Hans Koschnik waren für unsere Freizeiten wieder Sammelpässe für Kindergruppen eingeführt worden.

ihren Mann und Sohn verloren hatte, traf auf das Kind ihres Peinigers. Es fiel ihr sehr schwer zu sagen: »Es ist ein Kind und kann nichts dafür.«

Die Massaker von Srebrenica jährten sich am 15. Juli 2005 zum zehnten Mal. Politiker der »westlichen Wertegemeinschaft« haben die Opfer wieder zum Vorwand genommen, um »robuste präventive Interventionen«, zu deutsch Angriffskriege, zu rechtfertigen.⁸ Zur gleichen Zeit werden die Witwen und Waisen aus Srebrenica, unter anderem als Folge der europäischen »Rückführungspolitik«, erneut vertrieben. Die Bosnier, die in Deutschland Unterschlupf gefunden hatten, wurden mehr oder weniger freiwillig zur Rückkehr gezwungen und beanspruchen nun ihre Häuser wieder. Darin haben aber die letzten Jahre die Deportierten aus Ostbosnien zusammengepfercht überlebt. Diesen bleibt nun keine andere Wahl, als an den Ort des Schreckens, nämlich in ihre Heimatdörfer, zurückzukehren. Dort leben die Frauen und Kinder jetzt meist in notdürftig bedachten Ruinen. Viele Äcker sind noch vermint. Es gibt ganze Rückkehrerdörfer, in denen kein Mann mehr lebt. Die Frauen trauen sich nicht in die zuständigen Behörden in Zvornik, denn das liegt in der serbischen Republik. Vielen dieser Familien geht es materiell schlimmer als unmittelbar nach der Deportation in den Flüchtlingslagern, als sie von vielen humanitären Organisationen umsorgt wurden, die inzwischen zu den neuen Kriegsschauplätzen weiter gezogen sind. Wie gesagt: Am 11. Juli haben die westlichen Politiker wie jedes Jahr wieder Krokodilstränen über das Schicksal der Frauen aus Srebrenica geweint. An deren zweiter Vertreibung und aktueller Not tragen sie aber Mitverantwortung.

Aber auch die serbische Bevölkerung aus den »Krajina« genannten Gebieten in Kroatien, wo ihre Familien seit Jahrhunderten lebten, wurde im Sommer 1995 in einem blutigen »Sturm und Blitz« genannten Feldzug mit Unterstützung der Nato vertrieben. Die Milosevic-Regierung siedelte einen Teil der ca. 200 000 Flüchtlinge in Kosova/o⁹ an, von wo sie nach dem »Sieg« der Nato gegen Serbien nochmals flüchten mussten. In den serbischen Gruppen von »Zdravo da ste« (s. S. 63, Anm. 6) gab es Kinder, die in ihrem kurzen Leben schon zweimal durch Bombenangriffe vertrieben worden waren.

Bei den Freizeiten 1999 entstand eine große Aufregung, als eine Gruppe albanischer Kosova/o-Flüchtlinge aus Sarajevo nach Neum, der kleinen bosnischen Enklave am Meer, reiste, wo wir kurzfristig für sie ein Hotel reserviert hatten. Die Kinder waren bereits im Bus unterwegs, als der Hotel-Manager die Reservierung unverblümt absagte: Albaner seien unerwünscht. Die Flüchtlinge hatten keine Pässe und konnten nicht in das benachbarte Kroatien ausweichen. Innerhalb einer Stunde mussten wir in dem kleinen Ort ein anderes Hotel finden, wo wir dann verschwiegen, dass es sich um Albaner handelte und den Vertrag samt Anzahlung innerhalb von Minuten wasserdicht machten.

In Mazedonien vegetierten zu dieser Zeit 40 000 albanische Flüchtlinge aus Kosova/o in Zelten im Lager Cegrane. Die Nato verlangte nach ihrem »Sieg«, dass diese Menschen umgehend in ihre zerbombten Häuser zurückkehrten, um eine weitere Flüchtlingswelle

⁸ Außenminister Fischer: »... Im Kosovo ist es durch frühzeitiges, energisches Einschreiten gelungen, mögliche ähnliche Exzesse nationalistischer Gewaltpolitik in Europa zu verhindern.« (dpa 10. 07. 2005).

⁹ Die Schreibweise Kosova/o bezieht sich auf das Gebiet; Kosovo auf die serbischen Bewohner, Kosova auf die albanischen Bewohner.

nach Westeuropa zu verhindern und übte Druck auf die Flüchtlinge aus. Der UNHCR, also die Flüchtlingsorganisation der Vereinten Nationen, machte sich zum Erfüllungshelfer der Nato und verwehrte uns, für die »Ferien vom Krieg« zu werben. Im Lager gäbe es keine Flüchtlinge mehr, alle seien bereits zurückgekehrt, bekamen wir zu hören. Das war ganz augenscheinlich gelogen. Es wurde das Gerücht verbreitet, wir wollten die Kinder entführen und verkaufen. Einige Eltern mussten ihre Kinder förmlich aus dem Lager schmuggeln, damit sie am Ohrid-See in Mazedonien Ferien machen konnten. Eine albanische Therapeutin schrieb danach: »Abulena aus Pristina war vier Monate in Cegrane. Sie hat nachts vor Angst geschrien und ist umhergeirrt. Nun kann sie wieder lachen und schlafen.«

Allerdings war bei dieser Freizeit wie schon in der vorhergehenden das Verhältnis zwischen den Erwachsenen gespannt. Die albanischen Flüchtlinge wurden von den mazedonischen Betreuerinnen zunächst nicht gerade willkommen geheißen. Nicht nur wegen der babylonischen Sprachverwirrung – alle wichtigen Informationen wurden in fünf Sprachen übersetzt (albanisch, mazedonisch, serbo-kroatisch, türkisch und romanisch) – fiel die Verständigung schwer. Alle Gruppen wachten auch eifersüchtig darüber, dass »die anderen« keinen Ball oder Pfirsich mehr erhielten. Die Stimmung zwischen den Betreuern war aggressiv bis hin zur Feindseligkeit.

Im Sommer 2001 wurde auch in Mazedonien gekämpft. Zu unserem Erstaunen schien jedoch zwischen den Betreuern eher Offenheit und Kooperationsbereitschaft zu herrschen. Dies führten wir darauf zurück, dass sich die Teilnehmenden aus den verfeindeten Bevölkerungsgruppen bei den gemeinsamen Freizeiten gerade wegen der Eskalierung der Auseinandersetzung zu bewaffneten Kämpfen in den Heimatorten, stärker umeinander bemühten. Es war kaum fassbar, dass die albanischen und die slawischen Jugendlichen aus Mazedonien gemeinsam die Nachrichten ansahen und den Kopf darüber schüttelten, was die Erwachsenen zwei Autostunden entfernt in der Heimat anrichteten, während sie selbst anschließend gemeinsam Ball spielen konnten. Die mazedonische Presse titelte den Bericht über die Freizeiten: »Das Wunder von Ohrid«. Eine Betreuerin schrieb: »In dieser Gruppe wurden alle fünfzig Kinder von jeder Seite vor ein paar Wochen gezwungen, ihre Häuser zu verlassen. Wir versuchen hier ständig sie abzulenken, damit sie nicht am Fernseher die Nachrichten sehen. Viele wollen aber jede Entwicklung miteinander diskutieren statt zu spielen.« Dies war die Situation, in der der *Kinder-Friedensappell* entstand, den wir in vielen Sprachen verbreitet haben.¹⁰

Im Sommer 2001 waren gemeinsame Ferien von albanischen und serbischen Kindern aus Kosova/o noch nicht denkbar. Zwei Gruppen aus der geteilten Stadt Mitrovica sollten an zwei verschiedene Orte in Montenegro fahren. Bei einem Besuch der UN-Verwaltung in

¹⁰ FRIEDENSAPPELL der Kinder aus Krisenregionen- und Kriegsgebieten. Die Botschaft der Kinder. IHR ERWACHSENEN: WERDET ENDLICH KLUG! Warum missbraucht Ihr unser Vertrauen? Wir Kinder wissen nichts über »Segregation« und »Separation«, weder durch nationale, ethnische noch durch religiöse Vorherbestimmung. Was wir kennen, ist die Sprache der Freundschaft, in der wir spielen, lernen und zusammen sein wollen. Alle teilen wir dasselbe Schicksal, alle sind wir Kinder aus Krisenregionen oder Kriegsgebieten. Wir wollen zusammen leben und miteinander spielen. Für uns gibt es keine Grenzen. (Bis September 2005 unterzeichneten mehr als 15 000 Kinder und Jugendliche aus Krisenregionen und Kriegsgebieten diesen Appell.)

Pristina wollte ich wissen, welche Papiere die Kinder – vor allem die albanischen – zur Einreise nach Montenegro brauchten. Die Antwort war: Nach UN-Auffassung gehörten sowohl Kosova/o als auch Montenegro zur »Jugoslawischen Föderation«, theoretisch existiere also keine Grenze. Auf meine Einwände gaben die Beamten zu, es sei ihnen bekannt, dass es faktisch eine Grenze mit Kontrollen gäbe. Wer da was kontrollieren wüssten sie aber nicht. Nach einer abenteuerlichen Fahrt durch die »Schluchten des Balkans«, war ich kundiger als die nach dem völkerrechtswidrigen Nato-Krieg eingesetzte UN-Verwaltung des Protektorats Kosova/o – und das ist nicht übertrieben! Unsere couragierte und charmante Koordinatorin aus Australien löste schließlich das Problem mit etwas »Bakschisch« für die bewaffneten Desperados irgendwo an einer Straßensperre in den Bergen.

Anschließend diskutierten wir im Komitee, ob wir im nächsten Sommer gemeinsame Freizeiten der verfeindeten Volksgruppen paternalistisch vorschreiben könnten oder der Forderung nach ethnisch getrennten Erholungsaufenthalten noch einmal nachgeben sollten. Wir einigten uns darauf, dass unser friedenspolitisches Konzept gemeinsame Gruppen vorsieht. Wo das nicht gewollt werde, könnten keine aus unseren Spendengeldern finanzierten Freizeiten mehr stattfinden. Unter dieser Vorgabe sah sich nur noch die kleine deutsche Hilfsorganisation Amica (s. 62, Anm. 5) in der Lage, in Kosova/o für gemeinsame Freizeiten zu werben. Bis heute können es die Vertreter der UN-Verwaltung kaum glauben, dass es uns seit vier Jahren gelingt, albanische und serbische Gruppen aus Kosova/o zusammenzubringen.

Unser Konzept und weitere Erfahrungen bei den Freizeiten

In den ersten Jahren – mitten im Krieg – hatten die Freizeiten das Ziel, durch zwei Wochen Ferien am Meer humanitäre Hilfe zu leisten. Die Kinder von 10–14 Jahren konnten sich satt essen, im eigenen Bett schlafen und ohne Angst aus dem Haus gehen. Ein kleiner Junge saß solange unter der warmen Dusche bis das Wasser aus der Tür lief. Dem herbei geeilten Hotelpersonal erklärte er strahlend: »Dass Frieden so schön sein kann, habe ich nicht gewusst.«

Als die Grenzen in den nächsten Jahren durchlässig zu werden begannen, verschob sich der Akzent der Freizeiten von der humanitären Hilfe zu Begegnungen von Gleichaltrigen aus den verfeindeten Lagern. Damit wurde auch die Altersgrenze auf 16 Jahre erhöht. Mit der zeitlichen Distanz zum Ende der bewaffneten Kämpfe steigt bei den Jugendlichen das Interesse an der Aufarbeitung der Gewaltspirale in friedenspädagogischen Workshops. Da es konkrete Erinnerungen an das Kriegsgeschehen bei Kindern nicht mehr gibt, wurde die Altersgrenze auf 18 Jahre verschoben. Inzwischen gibt es Kinderfreizeiten (10–14) und Jugendfreizeiten (14–18), aber auch das Experiment einer altersgemischten Gruppe verlief erfolgreich.

Da wir im Rahmen der Aktion »Ferien vom Krieg« keine psychotherapeutische Traumabearbeitung leisten können, haben wir das Kriegsgeschehen in den ersten Jahren nicht unmittelbar thematisiert. Die Kinder und Jugendlichen werden gegen Ende der Freizeiten gebeten, an die deutschen »Ferienpaten« Dankbriefe zu schreiben. Einleitend haben wir in kleinen Gruppen über die Arbeit des Komitees als Teil der deutschen Friedensbewegung informiert und das Interesse der Spenderinnen an dem persönlichen Schicksal der

Betroffenen glaubhaft gemacht. Dadurch wurde bei vielen Kindern die Erinnerung an die erlebten Gräueltaten geweckt, und diese in den Briefen manchmal erstmals geschildert. Wer das Bedürfnis hatte, seine Leidensgeschichte in einem biografischen Interview zu erzählen, konnte dabei in einer empathischen Atmosphäre das Erlebte ansatzweise bearbeiten. Die meisten Kinder und Jugendlichen dankten anschließend aus tiefem Herzen für das Gespräch, in dem sie sich erstmals ihr psychisches und materielles Elend »von der Seele reden« konnten. Wie nach den meisten Kriegen wird in allen Nachfolge-Gesellschaften im ehemaligen Jugoslawien Vergessen und Verdrängen als das beste Mittel zur Heilung der Wunden angesehen. Psychotherapeutische Behandlungen gibt es faktisch nicht, oder – falls Hilfsorganisationen sie anbieten – werden sie oft als Stigmatisierung abgelehnt.

Nach unserem Konzept, das über die Jahre mit den Betreuerinnen entwickelt wurde, werden die Kinder und Jugendlichen nicht in gemischte Gruppen unterschiedlicher Nationalitäten gezwungen. Sie kommen mit einer vertrauten Bezugsperson und bleiben als Gruppe zusammen.

Die Kontakte zwischen den »verfeindeten Lagern« stellen sich zweimal am Tag für je zwei Stunden »nebenbei« durch gemeinsame Interessen her. Bei ca. 100 Teilnehmern bieten die zehn Betreuerinnen und ggf. Mitglieder des Teams aus Deutschland eine Palette attraktiver Angebote an. Die Kinder und Jugendlichen können sich je nach Lust und Laune jeden Morgen entscheiden, ob sie Fußball, Tischtennis oder Volleyball spielen wollen. Sie können aber auch in eine Theater-, Musik-, Tanz oder Jongliergruppe gehen oder malen, Collagen aus Naturmaterialien herstellen und kleine Geschenke für zu Hause basteln. Jeder trägt sich vor dem Frühstück auf dem Plakat zu dem entsprechenden Kurs ein und nimmt dann vormittags und nachmittags an diesem Kurs teil. Wer noch ausprobieren will, wo die jeweiligen Interessen und Fähigkeiten liegen, kann jeden Tag die Aktivität wechseln. Wer sich in einer bestimmten Richtung weiter entfalten will, darf jeden Tag denselben Kurs besuchen. Es gibt viele Gelegenheiten, diese »Feindberührungen« zu vertiefen z. B. bei ganztägigen Ausflügen, beim Baden, abends in der Disco, Wandern, Fußball, Film.

Durch diese Begegnungen lernen die Kinder und Jugendlichen »die anderen« über ein gemeinsames Interesse kennen. Dabei erzählen sie sich wechselseitig über ihre Lebensbedingungen und Biografien. Oft stellen sie dann erstaunt fest, dass die Frage der Kriegsschuld nicht so einfach zu lösen ist, wie ihnen Eltern, Schule und Propaganda zu Hause weis gemacht haben. Wenn z. B. ein Kind hört, dass auch das Kind aus dem feindlichen Lager im Krieg den Vater verloren hat, dann kann die eigene Gruppe nicht ganz unschuldig daran gewesen sein. Theoretisch wäre es möglich, dass der als Opfer betrauerte Vater des einen der Mörder des Vaters des anderen war. Das sind oft einschneidende Erlebnisse von Kindern und Jugendlichen auf beiden Seiten gewesen, die sich »ganz nebenbei« beim Basteln ergaben, und über die sie dann mit den Betroffenen bzw. einem empathischen Erwachsenen sprechen konnten – oder eben auch nicht.

Mit der zeitlichen Distanz zum Kriegsgeschehen im ehemaligen Jugoslawien haben wir zu den genannten »unpolitischen« Aktivitäten verstärkt auch friedenspädagogische Themenstellungen angeboten. Dabei wurde auch die Altersgrenze der Zielgruppe von 16 auf 18 Jahre verschoben. Unsere Partnerorganisationen, wie z. B. das Friedenszentrum in

Osijek, das Jugendzentrum in Gornji-Vakuf / Uskoplje oder das Schulprojekt von »Priateljice« haben selbst Materialien zur Friedenserziehung entwickelt. Darüber hinaus haben wir die Texte zu den Bildermappen des Tübinger »Institut für Friedenspädagogik«¹¹ übersetzen lassen. (»Streitkultur« »Konfliktgeschichten«, »Friedensstrategien«) und unter Mithilfe einiger Lehrer eine Sammlung von Bildergeschichten, Karikaturen und kurzen Texten angelegt. Diese Vorlagen und einige Filme dienen als Projektionsfolie für beide Seiten, d. h. die Eskalierung der Gewalt in den Kriegen des ehemaligen Jugoslawien wird nur dann thematisiert, wenn die Teilnehmerinnen dies selbst einbringen. Dadurch wird die Gefahr verringert, sich bei der Bearbeitung wechselseitig in Schuldzuweisungen zu verstricken oder lebensgeschichtliche Schockerlebnisse direkt anzusprechen.

Erstmals bei einer Gruppe aus Srebrenica 1998 arbeitete auch ein *Shiatsu*-Therapeut mit. Die fernöstlichen Massagen mit ihrer beruhigenden Wirkung und die individuelle Zuwendung fanden bald als Quelle neuer Energien großen Zuspruch. Ein Kind meinte: »Nach der Massage wollte ich die ganze Welt umarmen.« Seitdem sind in allen Gruppen Shiatsu-Praktiker ehrenamtlich beteiligt. Nicht nur bei einzelnen psychisch gehemmten Kindern und Jugendlichen wirkten die Behandlungen Wunder, sondern auch in völlig desolaten Situationen massenhysterischer Angstpsychosen, wie sie unvermittelt ausbrechen konnten.

So hatte ein Kind am Strand den »Riesen« gesehen, der seiner Mutter die Kehle durchgeschnitten hatte, worauf 120 Kinder und 15 Betreuer sich in lauten Weinkrämpfen aneinander klammerten und nicht in ihre Zimmer zu bewegen waren. Das Kind wurde in dieser Nacht bewusstlos und kam ins Krankenhaus, wo ein schwerer epileptischer Anfall diagnostiziert wurde. Der vermeintliche Mörder entpuppte sich am nächsten Tag als ein tschechischer Tourist mit Vollbart, der sich auch bereit erklärte mit Frau, Kindern und Hund zu uns auf die Terrasse zu kommen und auf der Gitarre zu spielen. Wirklich beruhigt waren die Gemüter allerdings erst, als wir einen Nachtwächter anstellten.

Zu ähnlichen Situationen kam es im Laufe der Jahre häufiger. Mit der Ruhe, die sie ausstrahlten, mit ihren medizinischen Kenntnissen und ihren beruhigenden Massagen waren die Shiatsu-Therapeuten dabei eine große Hilfe.

Zur Rolle der Religion

Das ehemalige Jugoslawien war ein säkularer Staat, die drei Religionsgruppen (Katholiken, Orthodoxe, Moslems) wurden nicht gefördert, waren aber auch nicht verboten. Inwieweit religiöser Fanatismus die Gewaltspirale bis zum grausamen Krieg antrieb oder religiöse Deutungsmuster nachträglich zur Erklärungsfolie dienten, ist schwer einzuschätzen. Wie viele Gespräche mit Teilnehmenden aller Seiten ergaben, scheint der Einfluss der Religionen weniger bei den Kriegsursachen eine Rolle gespielt zu haben als später bei der Loyalitätsbindung und nationalen Identitätssuche zur neuen Staatsbildung.¹² Im Widerspruch zu dieser Erfahrung steht allerdings, dass auf allen Seiten die Gotteshäuser der jeweils anderen zuerst zerstört wurden. Das kann aber eher ihrer

¹¹ [Siehe im Teil »Materialien« unter Adressen, S. 295 f. – M. Z.]

¹² [Siehe zur Rolle der Religionen in Konflikten Volker Rittberger & Andreas Hasenclever, in diesem Band, S. 144 f. u. 149–153. – M. Z.]

äußeren Bedeutung als symbolische Hassobjekte geschuldet sein als religiös gespeisten, destruktiven Motiven.

Einige Beispiele:

- Die Stadtverwaltung von Tuzla hat sich im Krieg zur »offenen Stadt« erklärt, in der es keine Vertreibungen geben solle. Dass die meisten Serben dennoch geflüchtet sind, wird mit deren vorauseilendem Gehorsam gegenüber der bosnisch-serbischen Führung (Karadicz & Co.) erklärt. Mit Stolz wird heute auf die der Moschee benachbarte orthodoxe Kirche im Herzen Tuzlas verwiesen, die beide unzerstört blieben. Ein paar Kilometer östlich habe ich in einem Vorort aber eine ausgebrannte orthodoxe Kirche inmitten zerstörter Häuser gesehen. Dort wurde ganz offensichtlich die serbische Bevölkerung von Muslimen vertrieben, was aber vehement bestritten wird.
- In vielen Teilen der bosnischen Föderation kann man stundenlang durch völlig zerstörte Gebiete fahren. Neu erbaut wurden zuerst die Kirchen, Moscheen und Tankstellen. Die neuen Moscheen erscheinen in den Dörfern oft völlig überdimensioniert. Meist stehen sie auf Anhöhen und strahlen in glänzendem Weiß über die kaputten oder halbfertigen Häuser der Umgebung.
- Beim Wiederaufflammen von Unruhen sind die Gotteshäuser der anderen Volksgruppe immer noch das erste Ziel des nationalistischen Volkszorns. Im serbischen Banja Luka wurde vor zwei Jahren die für die muslimische Minderheit neu eröffnete Moschee angegriffen. In Kosova/o richtete sich die Wut der Albaner vor einem Jahr noch einmal gegen uralte serbische Klöster.
- Um Tötlichkeiten aus nichtigen Anlässen zwischen den drei Bevölkerungsgruppen in Bosnien zu vermeiden, hat der Hohe UN-Kommissar für ganz Bosnien einheitliche Ziffern-Nummernschilder an den Autos verordnet. Seitdem kann man nicht mehr erkennen, wer woher kommt und damit, wer welcher Volksgruppe angehört. Dies unterlaufen viele Kroaten, indem sie ein großes Kreuz an den Spiegel hängen, während die Moslems dort eine Gebetskette befestigen.

Zu unseren Freizeiten kommen vorwiegend junge Menschen, die neugierig auf »die anderen« sind, und nicht diejenigen, die in einem nationalistisch-religiösen Korsett Halt suchen. Einige unverbundene Eindrücke dazu:

- Alle unsere religiösen Partnerorganisationen haben immer wieder beteuert, dass sie sich bei der Auswahl der Kinder und Jugendlichen »neutral« verhielten und unsere Kriterien einhielten (Flüchtlinge, Kriegswaisen, arme Familien, Wille zur Begegnung mit Gleichaltrigen aus der verfeindeten Volksgruppe). Da bei jeder Freizeit Mitglieder des Komitees und ein kleines Team aus Deutschland anwesend sind, entdecken wir in Einzelfällen manchmal, dass Klientelismus, schulische Leistungen oder auch religiöses Wohlverhalten bei der Auswahl eine Rolle gespielt haben mögen. Das sind jedoch Ausnahmen.
- Früher beteiligten sich auch Franziskanermönche mit kroatischen Jugendlichen an den Freizeiten. Sie weckten ihre Gruppe morgens um sechs Uhr auf, um mit ihnen in ein benachbartes Kloster zur Frühmesse zu gehen. Durch den Lärm in den Zimmern und Gängen wachten auch alle anderen auf. Nach einigen Auseinandersetzungen gaben die Mönche nach. Die Kinder sollten nun freiwillig zur Neun-Uhr-Messe gehen. Das wollten die meisten aber nicht, weil zur gleichen Zeit attraktive Workshops

angeboten wurden. Ich sah, wie zwei Mädchen weinend hinter den Mönchen in Richtung Kloster gingen. Später fragte ich sie, warum sie geweint hätten. Die Mönche hätten sie zwar nicht zum Kirchgang gezwungen, aber ihre Familien erhielten monatlich 50 DM Unterstützung von der Caritas, und die Zahlung dieses Geldes hänge vom regelmäßigen Kirchenbesuch ab. Ich wunderte mich laut und erfuhr dadurch, dass auch die muslimischen Kinder, die von der Hilfsorganisation »Merhamet« ausgewählt worden waren, für den regelmäßigen Besuch in der Moschee mit einem Fünzfinger belohnt wurden.

- Jahrelang fuhren 700 bis 1 000 Teilnehmer unserer Freizeiten in ein Hotel in den kleinen Küstenort Zivogosce in Kroatien. Immer wieder traten Spannungen mit den Jugendlichen aus dem Dorf auf. Insbesondere nachts versuchten sie die Kinder zu erschrecken. Eines Nachts schrieben sie auf eine Tür: »Das Kreuz besiegt den Halbmond.« Die muslimischen Betreuer waren völlig verschreckt und wollten abreisen. Nächtliche Störungen gab es häufig; dass dabei jedoch religiöse Kampfparolen eingesetzt wurden, kam allerdings nur ein einziges Mal vor.
- Serbische Jungen beschwerten sich darüber, dass ein muslimischer Betreuer seiner Gruppe den Umgang mit ihnen verboten habe. Das verursachte große Aufregung. Es stellte sich jedoch heraus, dass sich das Verbot auf das abendliche Ausgehen der Mädchen mit den Jungen bezog, also weniger ethnisch als durch die unterschiedlichen (religiösen) Moralvorstellungen zu interpretieren war.
- Schließlich ist mir nicht bekannt geworden, dass bei den Mahlzeiten gebetet wurde oder muslimische Teilnehmer die Gebetszeiten einhielten bzw. öffentlich religiöse Rituale praktizierten. Zwar wäre das von uns als Veranstaltern selbstverständlich respektiert worden, doch schien es niemandem ein dringendes Bedürfnis gewesen zu sein.

Versuch einer Evaluation

Ich werde häufig nach den Erfolgen und der »Nachhaltigkeit« der Aktion »Ferien vom Krieg« gefragt. Wie alle emanzipatorischen Lernprozesse oder psychischen Stabilisierungen, sind diese kaum messbar. Die Evaluationsmethoden der modernen Sozialtechnologien scheinen mir dazu nicht geeignet – zumal sie bei Kindern und Jugendlichen anzuwenden wären. Gleichwohl lassen sich Aspekte zur Beantwortung dieser Frage finden; zum einen aufgrund biografischer Interviews und zum anderen mittels einer simplen Rechnung:

In den Jahren nach den Kriegen im ehemaligen Jugoslawien wurden die Kinder um biografische Interviews (s. o.) gebeten, um die Spender und Unterstützerinnen zu informieren, was sie erlebt hätten. Von den über 100 Kindern, die im Laufe der Jahre bereit waren, ihr Schicksal zu erzählen, sagten die allermeisten, dass sie in diesen Gesprächen das erste Mal über ihre Geschichte sprechen konnten. Keines der Interviews wurde abgebrochen. Am Ende wurde nach dem schlimmsten und nach dem schönsten Erlebnis im Leben gefragt. Viele gaben an, diese Ferien seien das schönste, was sie je erlebt hätten. Auf die Frage nach dem Grund für diese Begeisterung nannten sie selten die erste Bootsfahrt im Leben oder ähnlich schöne Erlebnisse. Viel häufiger gaben sie aus tiefem Herzen zur Antwort: »Weil hier alle gleich behandelt werden.«

Mit Selbstverständlichkeit wird behauptet, die relative Ruhe in Bosnien sei der Präsenz von ca 30 000 UN-Soldaten geschuldet. Warum eigentlich? Warum ist die friedliche Koexistenz nicht Ergebnis der »Ferien vom Krieg«? Mehr als 15 000 Kinder und Jugendliche haben zu Hause, in Schule und in ihren Bezugsgruppen erzählt, wie problemlos sie mit den angeblichen Feinden unter einem Dach gewohnt und zusammen Spaß gehabt haben. Wenn jedes Kind nur zehn anderen Menschen davon erzählt hat – und dessen bin ich mir gewiss – haben 150 000 Menschen davon erfahren. Die Soldaten leben dagegen isoliert und werden oft ausgetauscht. Wer kann wirklich beurteilen, ob eher die Präsenz der Soldaten oder eher die Ferien der Kinder und Jugendlichen nachhaltig für die Entwicklung des Friedens sind?

»Ferien vom Krieg«: Die Begegnungen junger Menschen aus Israel und Palästina

Erste Kontakte

Obwohl es in Israel mehrere Friedensorganisationen gibt, die seit vielen Jahren Begegnungen zwischen israelischen und palästinensischen Jugendlichen organisierten, mussten wir im Frühjahr 2002 erstaunt feststellen, dass fast all diese Kontakte seit Ausbruch der zweiten Intifada und den massiven Militärschlägen der israelischen Armee zerrissen waren. Unter den Bedingungen von Belagerung, Ausgangssperre, Kontrollen und tödlichen Angriffen seien Dialog-Projekte nicht mehr gewünscht und auch zu gefährlich, sagten viele Palästinenserinnen, darunter prominente Friedenskämpfer. Auch Organisationen in Israel zeigten kaum Interesse: Solange die Friedenskräfte in Palästina nichts dagegen unternähmen, dass Selbstmord-Attentäter als »Märtyrer« verehrt würden, sei eine Verständigung ausgeschlossen. Nur die Friedensschule *Neve Shalom/Wahat al-Salam* (NSWaS)¹³ hatte noch Kontakt zu einer Friedensgruppe in Palästina und entschloss sich zu einer Zusammenarbeit mit uns.

Zufällig hörten wir von Keren aus Tel-Aviv und Rami aus Ost-Jerusalem, zwei jungen Friedensaktivisten, die sich bei Kreuzfahrten auf einem *peace boat* der japanischen Friedensbewegung kennen gelernt hatten. Dort werden unter anderem politische Bildungsseminare durchgeführt, die junge Leute aus allen Krisen- und Kriegsgebieten anbieten. Nach vielen gemeinsamen Seminaren stellten sie große Übereinstimmungen fest, aber auch wie wenig sie jeweils von den Lebensbedingungen und der Kultur der anderen Seite wussten. Es schien ihnen absurd, irgendwo auf dem Atlantik zusammen zu arbeiten und dies zu Hause nicht zu wagen. Sie erzählten vielen Freundinnen von dieser Erfahrung und gründeten eine *grass-roots*-Initiative¹⁴, die sich später *Breaking Barriers* nannte¹⁵.

¹³ *Neve Shalom/Wahat al-Salam* (NSWaS) ist eine 1972 gegründete Dorfkoooperative, in der jüdische und palästinensische Bürger Israels miteinander leben. Organisationen wie NSWaS oder auch Givat Haviva arbeiten eher an Begegnungen zwischen jüdischen und arabischen Staatsbürgern Israels, selten mit Bewohnern der Westbank oder Gaza. Nähere Informationen im Internet unter <http://nswas.org/rubrique41.html>

¹⁴ Graswurzel-Initiativen sind allgemein Initiativen »von unten«, also Bürgerinitiativen und -bewegungen, die oft mit basisdemokratischen Konzepten arbeiten.

Wir luden sie nach Deutschland ein, und beide nahmen im Sommer 2002 erstmals mit je 25 Freunden an zwei Freizeiten in Deutschland teil.

Die Auswahl der Teilnehmenden

Da es uns völlig illusorisch schien, palästinensische Kinder (10–15 Jahre alt) aus der Westbank mit jüdischen Kindern aus Israel gemeinsam zu Ferien einzuladen¹⁵, sprachen wir über unsere Partnerorganisationen 16–19-Jährige und 22–30-Jährige an. Die Altersgruppe dazwischen entfällt weitgehend, weil alle jungen Israeli drei Jahre Militärdienst leisten müssen (mit Ausnahme der palästinensischen Israeli und orthodoxen Juden).

Die Auswahl der Teilnehmer treffen unsere Partnerorganisationen auf unterschiedliche Weise. Die Aktivisten der selbst-organisierten Initiative *Breaking Barriers* z. B. führen Vorgespräche mit den Interessentinnen, das sind nach dem Schneeballsystem Freunde von Freunden. Die Ausgewählten werden zu einem Vorbereitungsseminar eingeladen, das getrennt auf beiden Seiten stattfinden muss. Die *Friedensschule* (NSWaS) schreibt die Schulklassen und Jugendgruppen an, die im Gästehaus der Kooperative an Seminaren teilgenommen haben. Erstaunlicherweise hatte gerade die Friedensschule letzten Sommer Probleme, jüdische Jugendliche zu finden, die an einer Begegnung interessiert waren, während *Breaking Barriers* mehr Bewerberinnen als Plätze hatte.

Bei der Auswahl der Jugendlichen von der Westbank war lange unklar, ob Begegnungen mit Israelis von den palästinensischen Autoritäten (Arafat) offiziell verboten seien oder nicht. *Breaking Barriers* behandelte z. B. die Namen der Teilnehmer als Geheimsache, und ich konnte ihr Misstrauen nur schwer zerstreuen, aber ohne die Namen hätte ich wohl kaum Einladungen zur Visa-Erteilung schreiben können. Zudem wollten diese Jugendlichen keinesfalls in Deutschland anderen Palästinensern begegnen oder gar in einem Haus mit ihnen wohnen. Das bedeutete für uns einen höheren Organisationsaufwand. Ich konnte zunächst nicht verstehen, warum sie solche Angst vor ihren »palästinensischen Brüdern«, die ja das gleiche Risiko eingegangen waren wie sie selbst, zu haben schienen. Als ich später über die öffentliche Hinrichtung eines »Kollaborateurs«, der Kontakte zu Israelis gehabt haben soll, gelesen habe, wurde mir allmählich klar, wie gefährlich diese Begegnungen für einzelne werden könnten. Ich drängte immer wieder auf Gespräche mit der Presse, um die Begegnungen bekannt zu machen und neue Sponsoren zu gewinnen, doch ein Bericht mit Fotos war für die palästinensischen Teilnehmerinnen von *Breaking Barriers* völlig undenkbar.

Der Koordinator einer weiteren Partnerorganisation, der »*Jugendföderation Nablus*« (NYF = *Nablus Youth Federation*), hatte dagegen keine Scheu, der Presse mitzuteilen,

¹⁵ Die Mitglieder dieser Initiative trafen sich in Jerusalem, soweit es die Umgehung der Checkpoints erlaubt, und zwar in der Benediktinerabtei auf dem Berg Zion. Dort wurde Rami und Keren im Herbst 2003 der Friedenspreis der *Mount Zion Foundation* verliehen. An der ergreifenden Feierstunde nahmen alle religiösen Würdenträger Jerusalems teil. Daneben wurden alle jüdischen und palästinensischen Teilnehmerinnen der *Breaking Barriers* Seminare von Abt Benedikt begrüßt. Einige Bewohner der Westbank waren auf Schleichwegen gekommen, um die Ehrung der Freunde zu erleben. Mit dem fortschreitenden Bau der Trennungsmauer wäre heute (2005) der Besuch des Festaktes für viele nicht mehr möglich

¹⁶ Im Sommer 2005 hörte ich erstmals von einem Projekt für Ferienspiele, bei dem Kinder für einen Tag mit Sondergenehmigung der Armee auf die andere Seite gefahren wurden.

dass er mit Jugendlichen nach Deutschland gekommen sei, um den jungen Menschen aus Israel mitzuteilen, was ihre Armee in Nablus angerichtet habe. Einer jungen Frau musste ich sogar die Teilnahme an der Begegnung bestätigen, da sie eine Unterstützung durch die palästinensischen Autoritäten in Ramallah erhalte. Soweit ich das verstehe, scheint der Koordinator aus Nablus zwar die Rückendeckung der offiziellen Institutionen für die Begegnungen zu haben, er wird aber von militanten Gruppen oder Personen wegen seiner Aktivitäten ernsthaft bedroht.

Das alles ist sehr undurchsichtig, wahrscheinlich auch für die Beteiligten selbst. Da die israelische Politik jeden Versuch der Autonomiebehörden, eine Verwaltung aufzubauen, verhindert oder zerstört hat, gibt es keine klaren Orientierungen. Rivalisierende Gruppen nutzen das Machtvakuum und üben Druck aus. Unsere Partnerorganisationen und die Teilnehmenden bewegen sich auf unsicherem Boden.

Bis sie endlich da sind

Während der Vorbereitungen der ersten Freizeiten spitzte sich die Lage im Frühjahr 2002 immer mehr zu. In allen Städten der Westbank herrschte monatelang Ausgangssperre, Häuser wurden durchsucht, verwüstet oder zerstört. Bei Angriffen auf militante palästinensische Anführer gab es immer mehr zivile Opfer. Allerdings konnten diese Maßnahmen zur Sicherung des Alltagslebens in Israel die Selbstmord-Attentate in Bussen und Cafés nicht verhindern, deren Opfer häufig Kinder und junge Leute wurden. Der Terror auf beiden Seiten eskalierte fast täglich.

Bei der Beschaffung der Visa für die palästinensischen Teilnehmer mussten viele Klippen umschifft werden. Das ist auch nach vier Jahren noch ein Problem. Ein Beamter des Bundeskriminalamts, dem die Sicherheitsprüfung von über 100 Visa-Anträgen aus Palästina oblag, war im Sommer 2005 ziemlich irritiert. Er fragte mich: »Kennen Sie denn die Eingeladenen alle persönlich?« Als ich zugeben musste: »Eigentlich keinen einzigen – außer den Koordinatoren«, schluckte er hörbar. Doch trotz des spürbaren Drucks, unter dem die Diplomaten und Nachrichtendienste wegen der Visa-Affäre im Frühjahr 2005 standen, erhielten alle Eingeladenen ein Visum. Die Beamten haben sich bisher sehr kooperativ verhalten.

Doch dann fangen die Schwierigkeiten erst richtig an. Im ersten Jahr grenzte es an ein Wunder, dass es unter den Bedingungen von Ausgangssperre und Belagerung fast allen gelang, auf abenteuerliche und gefährliche Weise die Checkpoints zu umgehen. Diese Situation hat sich in den letzten Jahren etwas verbessert, indem nun die Gefangenschaft im eigenen Haus durch die Ausgangssperre mehr zur Ausnahme als zur Regel geworden ist. Sie wird aber nach wie vor in manchen Orten willkürlich verhängt.

Wer es schließlich nach Jericho und zur Grenzbrücke nach Jordanien geschafft hat, sieht sich kostspieligen und schikanösen Kontrollen durch Israel und Jordanien gegenüber. Meist picken sich die israelischen Soldaten einen der Jugendlichen heraus, gegen den oder die etwas vorläge. Was das sein soll, wird nicht gesagt. Es ist schon vorgekommen, dass dieselbe Person mit denselben Papieren am nächsten Tag anstandslos passieren konnte. Jedoch ist das Ticket dann verfallen, und wir tragen einen erheblichen Verlust. Die letzte Hürde ist die von den Jordaniern verlangte Garantie durch einen Staatsbürger ihres Landes (*adama mumana*), dass die Palästinenser wirklich nur durchreisen und nicht in Jordanien bleiben wollen. Auch daran ist die Weiterreise schon gescheitert.

Im Sommer 2005 sind wieder vier palästinensische Teilnehmerinnen in diesem Kontrollnetz hängen geblieben. Durch die Flexibilität unseres Reisebüros in Nablus konnten wir drei dieser Tickets noch kurzfristig für eine spätere Gruppe umtauschen. So ist es in jedem Jahr bis zur letzten Minute eine Zitterpartie, bis alle wirklich da sind.

Das inhaltliche Konzept

Das inhaltliche Konzept der verschiedenen Gruppen aus Israel und Palästina fußt mehr oder weniger auf den Methoden der klassischen Seminararbeit, wie sie auch im Friedensdorf *Neve Schalom/Wahat al-Salam* zur Versöhnungsarbeit zwischen Juden und Arabern in Israel entwickelt worden sind. Die Teilnehmerinnen werden anfangs in gemischte Gruppen (etwa zehn von jeder Seite) aufgeteilt und einem palästinensischen und jüdischen *facilitator*¹⁷ zugeordnet. Hinzu kommt eine Übersetzerin (arabisch-hebräisch) je Gruppe. Meist wird jeden Tag an einem anderen Themenschwerpunkt gearbeitet. Die Themenvorgaben folgen dem didaktischen Prinzip der konzentrischen Kreise (vom Ich zur Familie und Gesellschaft). Der Tag beginnt mit einem Referat im Plenum, auf das die Aufarbeitung in den Gruppen folgt. Im gemischten oder uninationalem Plenum abends werden die Ergebnisse und Ereignisse in einer *feedback*-Runde reflektiert.

An jedem dritten Tag wird die anstrengende Arbeit durch einen Ausflug aufgelockert, für dessen Organisation »die Deutschen« zuständig sind. Ich will nicht verhehlen, dass es manchmal zu Spannungen gekommen ist, weil wir uns eher als Dienstleister denn als Friedensaktivisten behandelt fühlten.

Zwar sind die Themen vorgegeben, sie werden aber oft ad hoc verändert, wenn der Prozess nicht planungsgemäß verläuft, was meist der Fall ist. Unsere vorsichtige Kritik an dem kopflastigen Programm wird häufig so verstanden, als wollten wir mehr freie Zeit, in der jede macht, was sie will. Dass gemeinsame Spaziergänge, Gesellschaftsspiele, Theatergruppen, Sport oder andere Aktivitäten gleichermaßen den Verständigungsprozess fördern können, vielleicht sogar noch stärker verbinden als das ständige Sprechen und Zuhören, ist in dem Konzept nicht vorgesehen. Unsere Erfahrungen bei den Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien werden von den Koordinatoren nicht weiter nachgefragt. Auch zwischen den einzelnen Partnerorganisationen gibt es eher Abgrenzungen als Kooperation.

Es war bisher bei allen Partnerorganisationen aus Israel und Palästina schwierig, Verständnis dafür zu wecken, wie produktiv Shiatsu-Massagen in dem Dialogprozess sein können. Die Shiatsu-Praktiker, die ihren Urlaub für diese ehrenamtliche Arbeit opfern, dienen nur als angenehme Lückenfüller in den Pausen. Dass die körperliche und seelische Entspannung bei der Massage neue Energien für die anstrengenden Auseinandersetzungen bringen kann, leuchtete den Koordinatoren erst ein, als immer mehr Teilnehmende zeitweise die Massage dem Seminar vorzogen.

Dass dieses kopflastige Seminarprogramm mit Referat, Kleingruppen-Diskussion und Plenum für eine Jugendfreizeit nicht optimal ist, haben die Koordinatoren bei der Vorbereitung für den Sommer 2005 problematisiert und ein eher entgegengesetztes Konzept versucht. Es gab praktisch keine Vorgaben, alles war auf den Gruppenprozess konzen-

¹⁷ Zu verstehen als »helfende Begleiterin«.

triert. Nur Fragen und Probleme, die von den Mitgliedern formuliert wurden, sollten diskutiert werden. Das führte in einer Gruppe dazu, dass einige wenige die Themen vorgeben und andere sich zurückhielten. Die Jugendlichen in einer anderen Gruppe verstanden sich spontan sehr gut. Sie wollten die Seminarzeit nur mit Gesellschaftsspielen verbringen. Jedes Thema im Zusammenhang mit »dem Konflikt« hätte trennend gewirkt und die Harmonie beeinträchtigt. Sie weigerten sich schlicht, Fragen und Probleme zu benennen. In beiden Gruppen stauten sich Mitteilungsdrang und interessierende Fragen an die anderen bis in die letzten Tage auf. Schließlich wurde den Gruppenleitern vorgeworfen, dass für wichtige Fragen wie »Holocaust« oder »Nakba«, der Katastrophe der Vertreibung von 1948, zur angemessenen Bearbeitung keine Zeit mehr sei.

Zeit ist überhaupt ein wirkliches Dilemma: Vor allem die Palästinenser wollen in Europa etwas sehen und erleben. Viele von ihnen sind zum erstenmal dem großen Gefängnis Westbank entkommen und wissen nicht, ob und wann sie diese Chance wieder erhalten werden. Sie reisen mit riesigen Einkaufszetteln an, was alles sie für wen mitbringen sollen. Dazu müssen sie sich erstmals in riesigen Kaufhäusern zurecht finden, Angebote und Preise vergleichen usw. Die jungen Israeli genießen es eher, sich ohne Angst in Cafés oder ans Rheinufer zu setzen, wobei sie erstaunlich gut informiert sind, welches Lokal als subkultureller Treffpunkt gerade »in« ist.

Mehr als eine Woche ist so mit Anreise, *warming-up* (Spiele und Aktivitäten zum Kennenlernen) und Ausflügen ausgefüllt. Innerhalb einer knappen Woche soll dann der Nahost-Konflikt – und der fängt für beide Seiten bei Abraham an – aus den unterschiedlichen Perspektiven dargestellt werden, wobei die »harten Fakten« in wechselseitiger Anklage und Offenheit, aber wiederum auch vertrauensvoll und wegweisend, zur Sprache kommen müssen und möglichst eine Perspektive mit realistischen Kompromissen ausgehandelt werden soll. Was in dieser Zeit nicht angesprochen und geklärt wird, kann nicht auf später verschoben werden. Es ist eben nicht möglich zu sagen: »Wir treffen uns nächsten Monat alle in Jerusalem wieder«. Dieser Druck ist spürbar, unabhängig von dem methodischen Ansatz der jeweiligen Partnerorganisation.

»Education for leadership«?

Das »Komitee für Grundrechte und Demokratie« versteht sich als Teil einer »außerparlamentarischen Opposition« mit basisdemokratischen Konzepten und fühlt sich bei den sozialen Bewegungen besonders den »Graswurzel«-Ansätzen (s. 71, Anm. 14) verbunden. Deshalb unterstützten wir auch gleich die Initiative von Keren und Rami, die gemeinsam etwas bewegen wollten. Umso erstaunter war ich, als mir von Rami ein Antrag zur Finanzierung von Ferienspielen in verschiedenen Städten der Westbank vorlag, der mit der »Erziehung zur Führungskraft« (*education for leadership*) begründet war. Ich begann darüber eine hitzige Diskussion mit ihm. Aber auch Keren, die aus einer radikalen israelischen Verweigerungsgruppe kommt, fand dies nicht anstößig. Auch deutsche, vom Zivilen Friedensdienst ausgebildete und in Palästina arbeitende »Friedensfachkräfte« boten Qualifikationskurse zum »Anführer« an. Meine Einwände gegen den unkritischen Gebrauch des Begriffs und die dahinter stehenden Konzepte von Hierarchie und Herrschaft stießen auf Unverständnis: »Führungskräfte muss es geben, und die müssen frühzeitig ausgewählt und qualifiziert werden. Gerade bei der verfahrenen Situation im Nahen Osten ist

zu erwarten, dass die alte Politikerkaste bald abdankt. Dann müssen junge Leute bereit und befähigt sein, die Verantwortung zu übernehmen.« Dieses elitäre Denken ist weit verbreitet und tief verankert.

So organisiert eine US-amerikanische Organisation – *seeds of peace*¹⁸ (Samen des Friedens) – ähnliche Freizeiten für Jugendliche wie wir. Wie ihr Untertitel *Empowering leaders of the next generation* (die Anführer der nächsten Generation bestärken) jedoch zum Ausdruck bringt, sollen die Teilnehmenden in den Sommerfreizeiten mit den notwendigen Führungsqualitäten ausgestattet werden. Bemerkenswert ist die Auswahl der Teilnehmenden: Im Fall der Balkanländer wurde sie von Nichtregierungsorganisationen und mithilfe der amerikanischen Botschaft (!) vorgenommen. Im Nahen Osten wurden die jungen Gäste direkt von den jeweiligen Regierungen geschickt. So wählte die Sharon-Regierung dreißig junge politische Führungspersönlichkeiten aus, ebenso wie die Autonomiebehörde unter Arafat. Diese trafen in den USA auf andere junge Führungskräfte, die von den anderen autoritären Regimes geschickt wurden. Wahrlich eine hoffnungsvolle Mischung für den Weltfrieden.

Beispiele aus den Gruppenprozessen zwischen jungen Israeli und Palästinensern

In den ersten Tagen der ersten Freizeit (Sommer 2002) kam es in Palästina und Israel zu einer Gewalteskalation, von der auch Verwandte und Freunde von Seminar-Teilnehmern betroffen waren. Bei einem Angriff der israelischen Armee auf Gaza wurden zwei Cousinen dieses Teilnehmers getötet. Eine Woche darauf detonierte eine Bombe in der Hebräischen Universität in Jerusalem, israelische und ausländische Studenten waren die Opfer. Diese beklagenswerten Ereignisse auf beiden Seiten führten nicht zu hasserfüllten Auseinandersetzungen in unseren Gruppen, wie sie mir für eine solche Situation warnend von Friedensaktivisten auf beiden Seiten prophezeit worden waren. Vielmehr kam es zu einer intimen und verbindenden gemeinsamen Trauer.

Im Sommer 2003 nahm eine Gruppe aus Nablus an den Begegnungen teil. Die Jugendlichen waren Mitglieder in der Nablus-Jugendföderation (NYF), die Freizeitaktivitäten anbietet und Kontakte zu der Friedensschule NSWaS in Israel unterhält. Die Jugendlichen aus Nablus machten einen deprimierten Eindruck. Sie waren deutlich unterernährt und ärmlich gekleidet. Sie verhielten sich zurückhaltend und ängstlich. Einige litten unter schweren Kopfschmerzen oder undefinierbaren Symptomen, so dass wir häufig Ärzte aufsuchen mussten.

Auch im Sommer 2004 kamen 40 Teilnehmerinnen aus Nablus, 20 Jugendliche und 20 junge Erwachsene, die im Rheinland 40 Gleichaltrige aus Israel trafen. Nablus ist bekanntlich ein besonders »heißes Pflaster«. Weil die Hamas dort sehr aktiv sein soll, hat die israelische Armee die Altstadt im Jahre 2002 mehrmals belagert und große Zerstörungen angerichtet. Eine Gruppenleiterin aus Israel bat die anwesenden Studenten aus Nablus, über die Zeit der Belagerung ihrer Stadt für einen Dokumentarfilm in Israel zu berichten. Die Interviewerin und Übersetzerin berichteten schockiert, was sie gehört hatten: nicht nur über die Zerstörungswut der Militärangriffe auf die Altstadt von Nablus, bei denen in wenigen Tagen über 100 Menschen starben, sondern auch von sadistischen

¹⁸ www.seedsofpeace.org/site/PageServer?pagename=homepage

Erniedrigungen, Drohungen und Misshandlungen durch die Armee. Die Teilnehmenden aus Israel konnten nicht glauben, was die Studenten aus Nablus erzählten, besonders als einer auch noch Spuren von Misshandlungen zeigte. Es herrschte Sprachlosigkeit und Entsetzen. Das Dokumentarfilm-Projekt in Israel kam freilich nicht zustande.¹⁹

Viele Teilnehmenden erzählen sich wechselseitig immer wieder, wie in ihrer Erziehung und Umgebung systematisch Hass geschürt und Horrorbilder gemalt wurden. Die mildesten Mahnungen für Kinder lauten: »Trau nie einem Araber« oder »Wer mit Juden spricht, ist ein Verräter«. Öffentlich skandiierte Todeswünsche und -drohungen gegen die »Feinde« fänden auf beiden Seiten Beifall. Die Teilnehmerinnen gestehen schon bald, dass auch sie nicht frei seien von Schuldzuweisungen, Vorurteilen und Hassgefühlen. Deshalb ist es in den ersten Tagen wichtig, einander *zuhören* zu lernen. Dazu werden Regeln aufgestellt.

Jede palästinensische Gruppe war anfangs beseelt von ihrer Mission, den Israelis die Leiden ihres Volkes nahe zu bringen. Die Jugendlichen treten zunächst als geschlossene Gruppe auf, tragen alle das »Palästinensertuch«, schildern ihre Lebensumstände und Erniedrigungen und gehen abends als geschlossene Gruppe aus. Sie klagen die Israelis unterschiedslos an, Teil der Kriegsmaschinerie zu sein. In der Defensive verteidigen dann vor allem die jüngeren Israeli die Politik ihrer Regierung, die sie wahrscheinlich in anderem Zusammenhang kritisieren würden. Diese Anklage ist für die Verweigerer (*refuseniks*), die schon in ihrer eigenen Gesellschaft unter großem sozialen Druck stehen, kaum auszuhalten. Sie haben eher Dankbarkeitsbezeugungen der Palästinenser für ihre mutige Opposition erwartet und sehen sich nun auch von denen, die sie verteidigen wollen, unter Anklage gestellt.

Die jüdischen Gruppen sind dagegen meist sehr heterogen zusammengesetzt und spiegeln die unterschiedlichen kulturellen Einflüsse der jeweiligen Einwanderergruppe aus Europa, Amerika, dem Orient oder Russland wider. Wenn es um die wechselseitige Schilderung des Familienlebens und der Lebensumstände geht, staunen manchmal auch die jüdischen Teilnehmer, welche Unterschiede es innerhalb der eigenen Gruppe gibt. Einige beneiden die Palästinenser offen um ihr einheitliches Erscheinungsbild und den Zusammenhalt, wenn auch die Kehrseite, eine stark hierarchische Gruppenstruktur mit ausgebildeten Leitern und Sanktionen beim Ausscheren aus dem Kollektiv, abgelehnt wird. Erst wenn sich die jüdischen Teilnehmerinnen unter den ständigen Anklagen in die Defensive gedrängt fühlen, suchen sie Schutz in der eigenen Gruppe. Dort finden dann harte Auseinandersetzungen zwischen denen, die unter der Last von Schuldgefühlen verzweifelt sind und denen, die psychische Abwehrmechanismen mobilisieren und staats-treuer argumentieren als sie dies in anderen Zusammenhängen vermutlich tun würden. Sie diskutieren bis in die späte Nacht miteinander, aus den unterschiedlichen Individuen formt sich allmählich eine lockere Gruppe.

Insbesondere die jungen Israeli orientalischer Abstammung fühlen sich hin- und hergerissen. Manche sprechen arabisch, ihre Musik und Tänze gleichen denen der Palästinenser. Noch stärker im Zwiespalt sind die Palästinenser aus Israel (vereinzelt auch die Drusen), die sich oft den Gruppen aus der Westbank anschließen. Das nehmen

¹⁹ Eines der Interviews ist auf der beim Komitee erhältlichen DVD »Ferien vom Krieg« veröffentlicht.

ihnen manche israelischen Teilnehmer übel, weil »die Araber« ja ihre gleichberechtigten Gruppenmitglieder sind. Aber auch bei den Palästinensern von der Westbank werden sie nicht immer akzeptiert, weil sie zwar in Israel eine diskriminierte Minderheit sind, aber nicht unter Bombardierungen und Ausgangssperre zu leiden haben.

Bei den Palästinensern spielt sich der Prozess eher umgekehrt ab. Besonders die Frauen spüren bald, dass sie ihr persönliches Elend besser ohne den Gruppendruck und die vorgestanzten Sprachregelungen über »Die Leiden des palästinensischen Volkes« mitteilen können. Sie entziehen sich der autoritären Struktur oder opponieren offen dagegen. Die ersten Annäherungen und Freundschaften entstehen in der Regel zwischen Frauen, bei den Männern dauert es länger, bis sie den Panzer ablegen können.

In den Diskussionen geht es nach einigen Tagen meist um die Frage: Wem gehört das Land, das die einen Israel und die anderen Palästina nennen? Dabei spielen weniger private Rechtstitel oder völkerrechtliche Beschlüsse eine Rolle, sondern der fatale »Wettbewerb«, welches der beiden Völker mehr gelitten habe, woraus dann das moralische Recht auf das Land abgeleitet wird.

Die meisten Israeli lernen in der Schule immer noch, dass Palästina eine unbesiedelte Wüste war, bis jüdische Pioniere sie in eine Oase verwandelt hätten. Dass bei der Staatsgründung 1948 etwa 800 000 Palästinenser vertrieben wurden, wissen sie in der Regel nicht. Einige stellten erst bei den Seminaren in Deutschland entsetzt fest, dass sie in *settlements*²⁰ aufgewachsen waren und dieses Land völkerrechtlich den Palästinensern gehört. Dass ihre komfortablen Häuser mit Gärten und benachbartem Pool auf Kosten des Elends in den palästinensischen Flüchtlingslagern gebaut wurden, wird vielen schlagartig klar.

Viele Palästinenser halten den Holocaust für eine übertriebene Propaganda Israels. Sie argumentieren dann ähnlich wie die Geschichtsrevisionisten der Neo-Nazis. Bestandteil unseres Ausflugs nach Köln ist der Besuch im LD-Haus²¹, einer Gedenkstätte in den Folterkellern der Nazis. Eine Gruppe junger Palästinenser reagierte mit demonstrativer Abwehr: Sie störten die Führung und verglichen die Folter mit ihren eigenen Aufenthalten in israelischen Gefängnissen. Ich wurde ziemlich ärgerlich und versuchte ihnen die Ausmaße und Einmaligkeit des Holocaust klar zu machen. Später kam diese Gruppe auf mich zu und meinte: »Das mit dem Holocaust scheint ja doch zu stimmen, wenn ihr Deutschen das selbst zugebt. Das zu erfahren, war sehr wichtig für uns.« Die Gruppe ließ nicht locker: »Das heißt ja, dass wir jetzt für die Untaten der Deutschen büßen müssen.« »Ja, das ist ungerecht, aber ein Stück der Realität« fiel mir darauf nur ein.

Die jüdischen Teilnehmenden sind über die Ignoranz vieler Palästinenser gekränkt. Für sie ist es wichtig, dass die deutschen Koordinatorinnen bei diesem Problem ihre »Neutralität« aufgeben und sich eindeutig der Verantwortung stellen. Bisher gab es in allen Gruppen aus Israel Teilnehmer, die uns nach einer Weile gestanden, dass sie sich

²⁰ Israelische Siedlungen, die nach 1967 auf der besetzten »Westbank« errichtet wurden. Ihre Existenz ist das größte Problem für einen Friedensprozess.

²¹ Benannt nach seinem Besitzer Leopold Dahmen, 1935 von der Gestapo als Gefängnis und Hinrichtungsstätte für Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene gebraucht, nach Kriegsende diente es u. a. als Amt für Zivilschutz und Standesamt, seit 1981 Gedenkstätte für die Verbrechen der Nationalsozialisten.

geschworen hätten, niemals nach Deutschland zu kommen. Sie hätten sehr mit sich gerungen, diesen Schritt nun doch zu wagen, um ausgerechnet in Deutschland zum erstenmal Palästinensern in »Augenhöhe« zu begegnen. Alle, die sich dazu äußerten, dankten uns für die Gelegenheit, ihre tief verwurzelten Ängste zu überwinden.

Judenhass oder ein schwer lösbarer Interessenkonflikt? – eine deutsche Debatte

Seit dem 11. September 2001 sind viele Versuche unternommen worden, diesen ungeheuerlichen Massenmord zu erklären. In Deutschland wurde seit dem Sommer 2003 in den Feuilletons aller großen Zeitungen eine Debatte ausgetragen, die durch ein Buch des englischen Philosophen Ted Honderich (»Nach dem Terror. Ein Traktat«) ausgelöst wurde, das auf Empfehlung von Jürgen Habermas im Suhrkamp-Verlag erscheinen sollte, nach Intervention von Micha Brumlik, dem Leiter des »Fritz-Bauer-Instituts – Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust«, aber zurückgezogen wurde.²² Brumlik zitierte als Beleg erschreckende Passagen aus dem Traktat: »Ich für meinen Teil habe keinen ernsthaften Zweifel, ... dass die Palästinenser mit ihrem Terrorismus gegen die Israelis ein moralisches Recht ausgeübt haben« (Frankfurter Rundschau, 5. 8. 2003). Während Brumlik dem Autor Honderich wegen der Rechtfertigung terroristischer Angriffe auf Zivilisten, am Beispiel palästinensischer Attentate gegen die Bevölkerung Israels, »philosophischen Judenhass« vorwirft, verschiebt Natan Sznajder bereits zwei Tage später den Fokus der Debatte. Er geht über die Kritik an dem Buchautor hinaus, da er die wahren Motive der palästinensischen Terroristen zu kennen glaubt: Diese resultierten nicht aus der schlechten Lebensqualität und der Verzweiflung der Palästinenser (wie Honderich meinte), sondern seien »schlichter Judenhass« (FR, 7. 8. 2003). Richard Wagner spitzte Sznajders These noch zu: Wer den arabischen Fundamentalismus in Zusammenhang mit der Politik Israels bringe, verkehre Ursache und Wirkung (FR, 8. 8. 2003). Doron Rabinovici trieb diese These weiter voran: Zwar handele es sich auch um einen Interessenkonflikt, doch zentral sei der Hass gegen die Juden. Das zeige sich daran, dass die Terroristen auch außerhalb Palästinas in der arabischen Welt Unterstützung fänden. Als Träger der Moderne bedrohten Israelis das fundamentalistische Weltbild vieler Araber (FR, 26.8.2003). Mathias Küntzel versucht dies historisch mit den Judenpogromen 1920–1921 in Jerusalem und Jaffa zu belegen sowie der Allianz zwischen Nazi-Deutschland und dem in Palästina von den Engländern eingesetzten islamistischen Fanatiker Mufti Amin al-Husseini (Die Tageszeitung, 21.2.2004). Diese Diskussion wird zwischen Micha Brumlik und Norman Paech auf politisch-völkerrechtlicher Ebene noch fortgesetzt.

Hier interessieren nur die Argumente auf motivationaler Ebene. Auf den Punkt gebracht besagen diese Argumentationen, dass sich der militante palästinensische Widerstand aus tief verwurzelt und propagandistisch ständig unterfüttertem, rassistischen Judenhass speise. Diese religiösen oder ideologischen Motive seien unabhängig von den Erfahrungen im Alltag. Erklärungsversuche des Terrorismus als Folge von Besatzung, Not und Erniedrigungen seien tendenziell Legitimierungen der Selbstmord-Attentäter. Die Argumentation, wonach Vorurteile und Hassgefühle psychodynamisch so tief verankert sind, dass es konkreter Anlässe und Erfahrungen überhaupt nicht mehr bedarf, ist im

²² [Das Buch wurde daraufhin im Melzer Verlag (Neu Isenburg) veröffentlicht. – M. Z.]

Grundsatz nicht von der Hand zu weisen. Bei autoritätsfixierten Menschen mögen stereotypes Denken und hasserfüllte Gefühle inhaltlich austauschbar sein. Religiöser Fundamentalismus, die Anwendung unumstößlicher Glaubenssätze und projektive Mechanismen im Feindbild sind Teil dieser starren Weltbilder und autoritätsfixierten Persönlichkeitsstrukturen. Das hätte aber nicht nur für fanatische Islamisten, sondern ebenso auch für ultra-orthodoxe Juden und für die neuen christlichen Kreuzritter zu gelten.

In der skizzierten Feuilleton-Debatte allerdings wird die psychodynamische Verankerung aggressiver Stereotype allein auf den islamistischen Antisemitismus verkürzt. Nicht nur deshalb geht sie an der Realität, wie ich sie in unserer Arbeit erfahren habe, völlig vorbei und bleibt abstrakt und folgenlos. Sie schließt jegliche auf einen Friedensprozess gerichtete Handlungsperspektive von vornherein aus. Darüber hinaus sind ihre Erklärungsversuche einseitig und blind: Die »Schuld« an der Gewalt-Eskalation im Nahen Osten wird nach dieser Auffassung den Palästinensern zugeschrieben, die völlig unabhängig von ihrer alltäglichen Unterdrückung die Juden hassen und vernichten wollten; diese Motive seien psychisch tief verankert und so gut wie unveränderbar. Wenn man dieser Auffassung folgt, wäre eine friedliche Koexistenz von Juden und Palästinensern nicht vorstellbar. Tendenziell wird in dieser Debatte auf psychischer Ebene ein Vorurteil festgeschrieben, das ein Knesset-Abgeordneter im Februar 2004 sogar für genetisch begründet hielt – dass nämlich alle Muslims Mörder seien.

Von den 285 Palästinensern, die bisher an unseren Seminaren teilnahmen, habe ich nur einen einzigen kennen gelernt, auf den die Beschreibung »fanatischer Judenhasser« zutreffen könnte. Das ging weniger aus seinen Beiträgen hervor als aus seinem Verhalten. Er lebte nicht in Palästina, sondern im Ausland; in seiner Gruppe war er nicht der Wortführer, sondern eher ein Außenseiter. Die anderen Gruppenteilnehmerinnen argumentierten keineswegs fundamentalistisch oder verblendet, sondern vielmehr pragmatisch und abwägend. Als das wichtigste Ergebnis des Prozesses schrieben viele der jüdischen Teilnehmer zum Schluss auf: »Die Palästinenser hier wollen den Frieden, sie wollen ihn wirklich!«

Die Waffen bei der Konfliktaustragung: Eine moderne Armee versus Selbstmord-Attentäter

Die Selbstmord-Attentate sind nicht nur in der Debatte in den Feuilletons, sondern auch in den Seminaren der Problemkern in der Auseinandersetzung. Der Diskurs wird allerdings sehr unterschiedlich geführt: Einige radikale Israeli sehen die Besatzung der Westbank als Bruch internationalen Rechts und deshalb als Staatsterrorismus an. Doch ist dadurch individueller Gegenterror gegen die Zivilbevölkerung gerechtfertigt? Andere wiesen auf die demokratische Legitimation der israelischen Regierung und des Militärs hin, während die Terroranschläge keinerlei plebiszitäre Legitimation hätten. Ist angesichts der waffenstarrten, brutalen Militäreinsätze jedes Mittel gerechtfertigt? »Warum sprengt ihr nicht die Soldaten an den Checkpoints in die Luft oder die aggressiven Siedler auf eurem Land? Das entspräche einer Kriegsführung! Warum statt dessen Menschen wie uns in Bussen und Cafes?« fragen die Israelis.

In der deutschen Intellektuellen-Debatte wird genau diese Frage auch gestellt und sogleich beantwortet: Dass sich die Anschläge häufig gegen moderne Treffpunkte der Jugend richteten, belege die rassistischen, islamistischen Motive der Täter (Doron Rabi-

novici, FR, 26. 08. 2003). Die Palästinenserinnen in den Seminaren beantworten diese Frage ohne religiös-fundamentalistische oder rassistische Begründungen; einige argumentieren rein strategisch:

»Wir befinden uns im Krieg. Womit sollen wir gegen die Besatzung kämpfen? Wir haben keine Armee mit Flugzeugen und Panzern. Erst verbietet ihr uns eine Armee und die Bewaffnung, dann werft ihr uns vor, dass bei uns nicht Soldaten kämpfen, sondern Zivilisten. Wir haben nur eine wirksame Waffe. Auch die jungen Menschen, die sich in die Luft sprengen, wollen leben. Sie haben Familie und Freunde Sie sterben im Kampf um die Befreiung unseres Volkes. Wir sind auch gegen das Töten von Zivilisten. Aber bei jeder Liquidierung eines Hamas-Führers durch israelische Hubschrauber und Granaten gibt es zivile Opfer, häufig zufällige Passanten oder Kinder. Wir haben weit mehr zivile Opfer zu beklagen als ihr, das interessiert niemanden. Wenn es um zivile Opfer geht, dann nur um israelische. Ist das Leben unserer Kinder weniger Wert? Es gab Attentate an Checkpoints, die treffen dann aber weniger israelische Soldaten, sondern viele palästinensische Zivilisten, die dort warten. Das trifft dann unsere eigenen Leuten. Es ist für einen Selbstmord-Attentäter sehr viel einfacher in einen Bus oder ein Cafe zu kommen als in eine israelische Kaserne.

Das sind die Gründe, nicht, weil die Attentäter gezielt Zivilisten treffen wollen. Bei allen Kriegen der letzten Jahre wurden zivile Ziele bombardiert, das sind dann »Kollateralschäden«, die zynisch hingenommen werden. Warum ist das in unserem Kampf moralisch so besonders zu verdammen? Es ist schrecklich, auch für die Familien der Selbstmörder, aber es ist Krieg.«

An einer Freizeit im Sommer 2004 nahm auch der Bruder eines Selbstmord-Attentäters teil. Er kam nach Deutschland, um hier erstmals Israelis zu treffen und zur Aussöhnung beizutragen, wie mir vorab berichtet wurde. Er erzählte, welch ein lebenslustiger und beliebter Mensch sein Bruder gewesen sei, obwohl er im Flüchtlingslager unter elenden Bedingungen aufgewachsen sei. Nach den Verhandlungen in Oslo habe er fest an den Aussöhnungsprozess geglaubt und in Friedensgruppen mitgearbeitet. Er sei besonders sensibel gewesen und habe unter den entwürdigenden Bedingungen, wie der Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit, den ständigen Kontrollen und Verdächtigungen, besonders gelitten. Als er mit einem Freund auf der Straße gewesen sei, hätten die israelischen Soldaten auf sie geschossen, ohne ersichtlichen Grund. Der Freund sei in den Armen des Bruders gestorben. Danach sei der Bruder verzweifelt gewesen. Die Familie hätte aus dem Radio erfahren, dass er sich in Israel in die Luft gesprengt hätte. Von den Nachbarn würde er nun als Märtyrer verehrt.

Der Bruder und einige der Palästinenser, die den jungen Selbstmord-Attentäter gekannt hatten, weinten. Die Israelis drückten ihr Mitgefühl aus, eine von ihnen umarmte den Trauernden. Ich fühlte Ablehnung in mir aufsteigen und drückte sie auch aus: Es sei doch wohl eine paradoxe Situation, dass er für die Motive des Selbstmordes seines Bruders von denen Verständnis erwarte, die selbst dessen Opfer hätten sein können. Kein Wort habe er zu den Toten und Verwundeten des Anschlags gesagt. Aussöhnung beginne, wenn man auch um die Opfer der anderen Seite trauern könne. Das erlebe er nun bei der israelischen Gruppe, während seine Geschichte jedes Mitgefühl für die Opfer des Anschlags vermissen lasse. Einige Teilnehmer beider Seiten stimmten mir zu. Eine Israelin meinte später zu mir: »Heute trauere ich mit ihm, dann kann er morgen vielleicht mit mir trauern. Das braucht Zeit.« Vielleicht hatte sie Recht. Der Mann schien in den nächsten Tagen wie verwandelt. Er hatte seine »Mission« erfüllt, die Selbstmord-Atten-

tate als Kriegswaffe der Ohnmächtigen darzustellen und konnte nun als Mensch auf andere Menschen zugehen.

Eine weitere, eher anekdotische Begebenheit: Bei der Begegnung der Jugendlichen aus Israel (NSWaS) und Nablus (NYF) war der Gruppenprozess schwierig. Beide Seiten fühlten sich anfangs unverstanden, gar benachteiligt und rechneten ständig auf. Einige Mädchen aus Israel verbrachten ihre Zeit lieber mit Frisieren im Zimmer als in den Seminaren. Dort drückten sie ihr Desinteresse und ihre Abwehr dann durch Störungen aus. Sie brachten die Betreuer zur Verzweiflung, weil sie am freien Tag eine heimliche Spritztour unternahmen. Als dann in den letzten Tagen ein Pressegespräch angesetzt war, und der erste Fotograf auftauchte, warf sich die Anführerin dieser Gruppe in Pose und stolzierte auf die Presse zu. Wir rollten die Augen gen Himmel: Ausgerechnet die! Sie wurde von einem sensationslüsternen Reporter gleich gefragt: »Was sagst Du zu den Selbstmord-Attentätern?« Ich mischte mich ein: Das sei doch wohl nicht die erste Frage an eine Minderjährige über den Prozess, den sie hier erlebe! Darauf entgegnete sie:

«Oh doch! Dazu will ich was sagen. Ich habe zu Hause ständig Angst vor den Bombern. Hier können wir einfach in Busse steigen und ausgehen. Das ist ein herrliches Gefühl. Aber gucken Sie sich diese Kinder aus Nablus an. Die müssen noch viel mehr Angst haben. Seit Jahren dürfen sie nicht raus, überall sind Panzer, unsere Armee zerstört ihre Häuser, sie haben nichts mehr zu essen. Früher habe ich das nicht gewusst, dann konnte ich es hier zuerst nicht glauben, jetzt weiß ich, dass es stimmt. Die Selbstmord-Attentate sind schrecklich, und ich habe Angst davor. Aber ich weiß nicht, was ich tun würde, wenn ich in ihrer Situation wäre. Früher waren das Nachrichten, die haben mich nicht interessiert. Jetzt sind es Menschen. Ich werde immer an sie denken, wenn ich Nachrichten höre und nicht mehr glauben, was uns die Politiker erzählen. Auch die Terroristen sind junge Menschen, die leben wollen. Nicht nur ihre Führer, die sie aufhetzen, tragen die Schuld, sondern auch unsere Politiker, die sie unterdrücken und bedrohen. Das wollte ich Ihnen sagen.»

Mit schwingenden Hüften bewegte sie sich zu ihren Freundinnen zurück. So bauen in dem Begegnungsprozess nicht nur die Teilnehmenden Vorurteile ab, sondern auch die Koordinatorin ...

Zur Rolle der Religion

In beiden Gesellschaften üben religiöse Fanatiker großen Einfluss aus, doch solche Menschen besuchen unsere Seminare natürlich nicht, da sie sich auf den Dialogprozess mit »den anderen« einlassen müssten. Für einige Teilnehmerinnen aus Israel ist es sehr mutig, nach Deutschland zu reisen, denn sie hatten sich geschworen, nie deutschen Boden zu betreten. Jetzt kommen sie sogar hierher, um die »Terroristen« zu treffen. Viele stehen aus beiden Gründen auch unter starkem Druck ihrer Familie oder von Freunden. Mir ist ein Fall bekannt, in dem ein junger Mann von seiner Familie geächtet wird, nachdem er an einer Begegnung in Deutschland teilnahm.

Die jungen Menschen aus Palästina gehen ein noch höheres Risiko ein. Nicht nur an den Kontrollpunkten oder bei deren illegaler Umgehung sind sie gefährdet, Druck wird an manchen Orten auch von den »eigenen Leuten« ausgeübt (s. S. 72). Die alltägliche Willkür, Erniedrigung und Demütigung der palästinensischen Bevölkerung an den Checkpoints, vor der Mauer, durch die Ausgangssperre und die Ermordung ganzer Familien bei

Bombardierungen der Häuser militanter palästinensischer Anführer sowie die Inhaftierung und Erschießung von Kindern und Jugendlichen durch brutale Militärangriffe erzeugen ein Klima von Angst und Hass. Hinzu kommen die bedrohlichen aus dem Alten Testament hergeleiteten Ansprüche der ultra-orthodoxen Juden auf das ungeteilte »gelobte Land« und das palästinensische Trauma der »Nakba«. Religiöse Heilsversprechen, als »Märtyrer« das eigene Volk vor diesen Angriffen zu retten, fallen so bei einigen verzweifelten Jugendlichen auf fruchtbaren Boden.

Auf der anderen Seite wirken die Bilder der verummten Hamas-Kämpfer, die Rache schwören und dabei Gewehre schwenken, bedrohlich. Die alltägliche Angst, sich im öffentlichen Raum zu bewegen ist sehr real, denn viele israelische Jugendliche in den Großstädten kennen Opfer der Selbstmord-Attentäter. An einem Seminar nahm eine durch Verbrennungen völlig entstellte junge Frau teil. Ein junger Mann schilderte im Interview, welches Bild sich ihm unmittelbar nach einer Detonation an einer Haltestelle bot. Hinzu kommt das jüdische Trauma, dass die Anerkennung des Staates Israel seitens vieler Palästinenser angesichts der Machtverhältnisse nur ein Lippenbekenntnis ist. Bei der – auch unter moderaten Palästinensern – weit verbreiteten Forderung nach Rückkehr aller Flüchtlinge, stellt sich ihnen die begründete Frage, wo dann die jüdische Bevölkerung bleiben soll. Militärdienst zu leisten, um diesen Staat zu verteidigen, ist für fast alle jungen Israelis eine selbstverständliche Pflicht. Die meisten problematisieren auch den »Kampf gegen die Terroristen« in den besetzten Gebieten nicht als rechtswidrige Gewalt. Als Soldaten können sie die alltägliche Angst vor den Attentätern und die generelle Angst um das Überleben des jüdischen Volkes verdrängen und sich in der Uniform als Teil eines Kollektivs mächtig und stark fühlen. Religiöse Motive, zur Erfüllung der alttestamentarischen Verheißung beizutragen, gibt es vermutlich aber nur bei einer kleinen Minderheit.

Bei den Begegnungen in Deutschland sind religiöse Symbole zunächst bei der Kleidung und religiöse Regeln bei den Speisevorschriften oder der rituellen Hygiene auffällig. Eine Minderheit der Palästinenserinnen trägt ein Kopftuch. Die meisten legen es nach ein paar Tagen im Haus ab. »Ich fühle mich hier wie in einer Familie, zu Hause trage ich das nicht« begründeten sie dies als großen Vertrauensbeweis an »die anderen«. Nur in einer Gruppe, die unter großem Druck stand, trug fast die Hälfte der Frauen ein Kopftuch und behielt es bis zum Schluss auf. Diese jungen Frauen machten einen selbstbewussten Eindruck, surfen im Internet, sprachen Englisch und äußerten sich in den Diskussionen oft persönlicher und offener als ihre männlichen Begleiter in modernen Jeans und Baseball-Kappen.

Die jungen Gäste aus Israel unterscheiden sich äußerlich nicht von denen hierzulande. Vereinzelt trugen junge Männer bei der Ankunft die Kippa. Die meisten scheinen aber diese kleine Kopfbedeckung gar nicht im Gepäck zu führen. Bisher hat niemand in der für orthodoxe Juden charakteristischen Kleidung das Gespräch mit den jungen Palästinensern gesucht. Die Zeremonie am Freitagabend zur Einleitung des Schabbat ist vielen Teilnehmern aus Israel wichtig, aber nur wenige bereiten sich so darauf vor, dass die Regeln eingehalten werden können (Servietten dienen als Kippa, Teelichter als Kerzen, Toastbrote als Challot, nur der Wein ist echt, denn der kommt aus unseren Beständen). Die palästinensischen Teilnehmenden sind bei der Zeremonie, die meist vor dem Abendessen

im Speiseraum stattfindet, dabei. Sie folgen dem Ritual neugierig und respektvoll, manchmal auch demonstrativ gelangweilt – aber nie störend.

Die Einhaltung elementarer religiöser Regeln ist für die gläubigen Muslime in unserem Kulturkreis schwierig, geht es doch auch um Hygiene-Vorschriften, die unseren Vorstellungen widersprechen. Bei der Hausbesichtigung fragen die Palästinenser immer wieder irritiert, wieso die Waschbecken oft außerhalb der Toiletten angebracht sind. Umgekehrt beschwerten sich die Putzfrauen häufig, dass der Fußboden in den Waschräumen immer nass ist. Das führt im Alltag der Freizeiten oft zu Konflikten, zumal die Palästinenser sehr empfindlich auf tatsächliche oder vermeintliche Benachteiligungen reagieren.

Einmal habe ich eine Gruppe schriftlich darauf aufmerksam gemacht, dass sie in dem gemeinsam ausgearbeiteten Programm einen Ausflug auf einen Samstag gelegt hätte, und fromme jüdische Teilnehmer möglicherweise nicht mitfahren könnten, da ihnen Reisen am Schabbat verboten seien. Postwendend schrieb mir der palästinensische Koordinator zurück, dass ich mich nur um die Befindlichkeiten der jüdischen Teilnehmer Sorge und den muslimischen Feiertag nicht erwähnen würde. Allerdings war weder freitags ein Ausflug geplant, noch ist es Muslimen verboten, an diesem Tag zu reisen. Es ging dem Koordinator also nicht um eine konkrete Diskriminierung, sondern seine Reaktion spiegelte die zum abstrakten Syndrom verdichtete Erfahrung von Benachteiligung wider.

Schwierig ist es bei allen Freizeiten für die Frauen in der Küche. Dass es kein Schweinefleisch gibt, ist selbstverständlich. Auch die Grundregel des koscheren Essens ist lernbar (Fleisch und Milchprodukte niemals zusammen, also keine Sahne in die Soße, keine Fleischgerichte mit Käse überbacken o. ä.). Bei strengerem Einhalten derartiger Regeln wird es schwierig, denn es sollten eigene Töpfe und Kühlschränke jeweils für Milch- und Fleischprodukte vorhanden sein. Das wissen gläubige jüdische Teilnehmer. Sie bringen sich die Utensilien und koschere Konserven mit.

Ein größeres Problem als derartige religiöse Vorschriften sind anders bedingte Ernährungsgewohnheiten. Für die meisten Palästinenser gehört Fleisch zu einer guten Mahlzeit. Bei den Israelis gibt es viele Vegetarier und einige Veganer. Vor einem Grillabend warfen diese mir vor, dass wir das Töten von Tieren nun auch noch feiern wollten. Es allen Recht zu machen, ist für die Frauen in der Küche eine schwierige Aufgabe.

Im Sommer 2004 kam es zu zwei heftigen Auseinandersetzungen, deren Anlässe sich im religiösen Kontext interpretieren lassen. Beide Male ging es um die Einhaltung islamischer Normen innerhalb der palästinensischen Gruppe:

In dem einen Fall kam mit einer Gruppe junger Erwachsener auch ein 15-jähriger Junge. Mir wurde erklärt, dass dessen sieben Jahre ältere Schwester nicht ohne den männlichen »Beschützer« hätte kommen dürfen. Der Junge war der bisher erste Teilnehmer aus Palästina, der zur Verrichtung seiner Gebete das Seminar täglich kurz unterbrach. Die Schwester war eine der wenigen Teilnehmerinnen, die bis zum Ende ihr Kopftuch trug. Sie war sehr selbstständig und übersetzte oft englisch-arabisch. Nun rückte unser gemeinsamer Abschiedsabend heran, er sollte in einer kleinen Gaststätte stattfinden. Als ich etwas verspätet dort hin eilte, begegneten mir die Geschwister auf dem Weg zurück. »Wir wollen lieber an der frischen Luft am Rhein spazieren gehen« begründeten sie. Vor dem Lokal stand die ganze Gruppe, lautstark diskutierend. Der 15-

jährige Junge hätte im Lokal vom griechischem Wirt verlangt, alle Alkoholflaschen auszuschenken. Dieser sei ausgeflippt und habe alle rausgeschmissen. Es gelang mir, die Wogen glätten. Da der Junge ja bereits bei anderen Gelegenheiten wie bei Ausflügen mit der Gruppe in Gaststätten gewesen war, ohne sich zu erregen, nehme ich an, dass ihm am Abend vor dem Heimflug seine Aufgabe als Tugendwächter wieder präsent geworden war.

Der zweite Fall war ernster: In allen bisherigen Freizeiten reisten die palästinensischen Teilnehmerinnen und Teilnehmer in geschlossenen Gruppen an, manchmal auch einheitlich gekleidet, traten gemeinsam auf und zogen sich danach zusammen zurück. Erst nach Tagen bröckelte dieses einheitliche Erscheinungsbild. Viele der jungen Israeli hatten enorme Probleme mit diesem kollektiven Zusammenhalt der Palästinenser. Während die Gruppen aus Israel viel Energien auf die internen Differenzen konzentrierten, waren in den palästinensischen Gruppen kaum Risse zu entdecken. Das war im Sommer 2004 bei der großen Freizeit (fast 80 Teilnehmer in einer Schüler- und einer Studenten-Gruppe) der schon erwähnten Organisationen Neve Shalom/Wahat al Salam und Nablus Youth Federation umgekehrt: Nachts hörte ich eine laute Streiterei vor dem Haus, sie klang arabisch. Am Morgen wollten uns eine palästinensische Teilnehmerin und ein palästinensischer Teilnehmer allein sprechen: Sie seien Christen aus Ramallah, und schon im Vorfeld habe es Streit mit dem Koordinator der Gruppe aus Nablus gegeben. Eskaliert sei der schwelende Konflikt, weil die jüngere Schwester der Sprecherin nach dem Duschen nur mit einem Handtuch bedeckt in ihr benachbartes Zimmer gehuscht sei. Das hätten Jungen aus Nablus durch die Glastür gesehen. Das Mädchen würde nun als Hure beschimpft. Der palästinensische Koordinator unterstütze dies noch. Er sei völlig außer sich geraten und habe sie bedroht.

Gemeinsam mit der Kollegin des palästinensischen Koordinators und seinem Übersetzer sowie dem Koordinator aus Israel führten wir ein Gespräch. M. stellte nun seine Sicht dar: Die fünf Jugendlichen seien nicht wegen der politischen Auseinandersetzung gekommen, sondern um Spaß zu haben. Sie gehörten zur Oberschicht in Palästina und prahlten mit Geld, Reisen und Einfluss. Sie hätten arrogant auf die anderen Jugendlichen herabgesehen und sie als »ungebildete Kaffer« beleidigt. In Gegenwart eines Jungen, dessen Vater von den Israeli erschossen wurde, hätten sie sich über die »Märtyrer« lustig gemacht. Das Mädchen sei extra, nur mit dem Handtuch bekleidet, über den Flur gelaufen, um zu provozieren. Es sei ein großer Fehler von ihm gewesen, diese Studenten aus Ramallah mit zu bringen. Der Konflikt sei nicht religiös bedingt, wie sie behaupteten, denn es gäbe noch andere Christen in der palästinensischen Gruppe, sondern sei in den sozialen Differenzen begründet. Zum Schluss sprang M. aufgeregt auf und lief zur Tür: »Wenn die nicht gehen, fahre ich mit der Gruppe ab.« Die Jugendlichen müssten in Nablus über die Begegnung mit den Israeli berichten, das sei dort alles bekannt und würde von vielen angefeindet. Wenn dort verbreitet würde, dass hier die Jugendlichen halbnackt über den Flur liefen, sei nicht nur seine Jugendorganisation gefährdet, sondern er selbst sei sich seines Lebens nicht mehr sicher. Trotz unserer intensiven Bemühungen war der Streit nicht zu schlichten, die vier Studenten reisten auf eigenen Wunsch und auf eigene Kosten ab.

Auch in anderen Gruppen war zu beobachten, dass die ethnische oder religiöse Herkunft kaum eine Rolle spielte und sich Freundschaften eher nach Interessen oder Konsum-

gewohnheiten bildeten. Manche Jugendlichen aus Ramallah, der palästinensischen Hauptstadt, oder diejenigen aus Bethlehem oder Ost-Jerusalem hatten über Touristenkontakte zu Ausländern oder waren früher schon in fremden Ländern gewesen. Sie sind westlich gekleidet, hören Pop-Musik usw. Sie fühlen sich oft eher zu den Gleichaltrigen aus Israel hingezogen. Sie können eine nationale Identität als Palästinenser mit einem westlichen Lebensstil verbinden. Zwar sind auch sie seit Jahren in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt und zum Teil durch Ausgangssperren wochenlang im eigenen Haus gefangen, doch Bombardierungen, systematische Tötungen und Zerstörungen gab es in diesen Städten weniger als in anderen Teilen der Westbank.

Dagegen ist den jungen Leuten aus Nablus, Tulkarem oder Jenin anzumerken, dass sie furchtbare Erlebnisse durchlitten haben. Fast alle haben nahe Angehörige verloren, häufig waren sie Zeugen der Tötungen. Viele junge Männer waren schon mehrfach in israelischen Gefängnissen. Shadi z. B. erzählte mir in einem Interview lakonisch: »Mal bist du drin, mal bist du draußen!« Dreimal war er in Gefangenschaft. Einmal hat er mit anderen Jugendlichen Steine auf israelische Militärfahrzeuge geworfen, einmal wurde bei einer Durchsuchung seines Elternhauses eine Pistole gefunden, das dritte Mal habe es keinerlei Anlass gegeben, »Vielleicht, weil ich so groß bin, ich falle auf«, vermutet er.

Die jungen Menschen aus den häufig unter dem Beschuss der israelischen Armee stehenden Städten der Westbank scheinen stark mit der Lebensweise der traditionellen palästinensischen Gesellschaft verbunden zu sein. Die Frauen tragen Kopftücher, die Männer das Palästinensertuch. Sie stehen auch spürbar unter stärkerem Druck und haben zum Teil Angst, für eine persönliche Annäherung oder gar Freundschaft mit israelischen Jugendlichen nach der Rückkehr bestraft zu werden. Diese Spannung drückt sich manchmal in psychosomatischen Beschwerden aus. Auffällig ist, dass fast alle Kranken, die wir nachts in die Ambulanz bringen mussten, junge Frauen mit Kopftuch waren. Es ist sehr schwierig, bei der Analyse der Gruppenprozesse zwischen religiösen, kulturellen und schichtspezifischen Einflüssen zu unterscheiden.

Versuch eines Resümees

An der Aktion »Ferien vom Krieg« haben in den letzten zwölf Jahren bis einschließlich 2005 mehr als 19 000 Kinder und Jugendliche aus den Kriegsgebieten des ehemaligen Jugoslawien teilgenommen. Wo immer es möglich war, verlebten sie die Ferien mit ihren angeblichen Feinden. Darüber hinaus kamen 285 junge Menschen aus Palästina, um ihre »Besatzer« zu treffen. Von der anderen Seite der Mauer waren es 285 gleichaltrige Israelis, die ausgerechnet in Deutschland den »Terroristen« aus Palästina begegnen wollten. Das Wunder dabei ist, dass in keinem Fall ernsthafte Krankheiten oder Unfälle auftraten, und noch erstaunlicher: Es gab keine tätlichen Auseinandersetzungen – weder zwischen den angeblich verfeindeten Gruppen, noch zwischen einzelnen nationalistischen Hitzköpfen. Natürlich brach manchmal Streit aus, auch Vorurteile wurden geäußert, Diskriminierungen von Roma-Kindern kamen vereinzelt vor usw. Das eskalierte aber nie zu Tötlichkeiten.

Das Konzept der Aktion »Ferien vom Krieg« geht davon aus, dass die Begegnung der Kinder und Jugendlichen aus verfeindeten Volksgruppen, das Wohnen unter einem Dach, die gemeinsamen Aktivitäten in kleinen Gruppen und die persönlichen Gespräche, die sich ganz »nebenbei« ergeben, als solche friedenspolitische Wirkung haben. Darüber hinaus werden bei den Freizeiten mit älteren Teilnehmerinnen, die noch konkrete Erinnerungen an den Krieg haben und an deren Aufarbeitung interessiert sind, friedenspädagogische Workshops angeboten. Die Erfahrungen bei den israelisch-palästinensischen Begegnungen, die mehr Seminarcharakter haben, zeigen uns, dass mit einem explizit politischen Programm Erholung und Spaß durchaus zu vereinbaren sind. Wir sind davon überzeugt, dass die meisten Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die zwei Wochen lang das Haus, die Freizeit und die Aktivitäten in intensiver Nähe geteilt und dabei einem Wechselbad der Gefühle ausgesetzt waren, gegen die Feindbilder der Machtpolitik und Propaganda immunisiert sind.

Viele Teilnehmer der Freizeiten sind traumatisiert, sie haben unbeschreibliches Grauen erlebt. In diesem Rahmen ist eine therapeutische Bearbeitung nicht möglich. Allerdings haben nur ganz wenige zu Hause eine Chance dazu. Das ist ein unlösbares Problem. In Einzelfällen wären wir bereit gewesen, aus unserem Spendentopf eine Therapie zu bezahlen, doch gibt es in den Heimatorten dazu gar keine Möglichkeit. Beim Schreiben der Briefe an die Spenderinnen, vor allem aber bei den biografischen Interviews, haben viele Kinder und Jugendliche das Unsägliche, das ihnen widerfahren ist, erstmals ausgesprochen. Die heilenden Hände der Shiatsu-Praktiker haben die körperlichen Verkrampfungen erspürt und gelockert. Das alles ist kein Ersatz für eine therapeutische Traumabearbeitung – im Vergleich zu nichts ist es aber viel.

Die besonderen Konfliktursachen in den Kampfgebieten unterscheiden sich jeweils, doch die Eskalation der Gewaltspirale, die Verrohung des Umgangs im privaten und zivilen Bereich sowie die Leidensgeschichten von Angst, Demütigungen, Sadismus, Verbrechen und der Ermordung nächster Angehöriger sind sich ähnlich. Doch dies ist eine Perspektive von außen.

Bei der Vorstellung des Projektes »Ferien vom Krieg« versuche ich immer wieder, ein Gespür dafür zu wecken, dass dieses Projekt sich generell und exemplarisch gegen die gewaltsame Austragung von Konflikten richtet und keine Solidarisierung mit einer bestimmten Krisenregion beabsichtigt. Doch unabhängig von der Altersgruppe scheint zu gelten, dass aktuelle Ängste und unmittelbar erfahrenes Leid alle Energien so absorbiert, dass weder Raum zur strukturellen Generalisierung der Hintergründe bleibt, noch ein Interesse an vergleichbaren Gewalterfahrungen anderer in entfernten Krisenregionen. Beispielsweise haben die Jugendlichen aus Bosnien in einem Workshop über den Nahost-Konflikt gearbeitet und als Ergebnis einen Brief nach Deutschland geschrieben, in dem sie aufgrund der eigenen Erschütterungen in der Vergangenheit den jungen Menschen aus Israel und Palästina ihre Solidarität ausdrückten. Diese waren aber so in ihre Auseinandersetzungen verstrickt, dass sie den Brief kaum wahrnahmen, geschweige denn beantworteten.

Im Vergleich zu meinen langjährigen Erfahrungen in allen Kriegsgebieten des Balkans, ist bei den jungen Israelis und Palästinensern die Überzeugung, dass es sich in ihrer Heimat um einen ganz besonderen Konflikt handele, stärker ausgeprägt. Pragmatische

Argumente in einem Interessenkonflikt werden immer wieder überlagert von der besonderen Bedeutung des »Heiligen Landes«. Daraus resultieren auch Forderungen und Ansprüche materieller Art, sowohl was den Rahmen des Seminars betrifft als auch die möglichen Kosten für Kompensationen der palästinensischen Flüchtlinge und der jüdischen Siedler bei einem Friedensschluss.

In allen Kriegsgebieten bekamen wir anfangs ständig zu hören: »Wir schätzen eure Unterstützung ›unserer Sache‹ und euer humanitäres und friedenspolitisches Engagement. Aber ›Neutralität‹ kann es nicht geben. Unsere Seite hat eindeutig mehr Opfer zu beklagen und schlimmere Verletzungen erlitten. Eure Unterstützung muss unserer Sache gelten.« Sich aus dieser »Solidaritätsfalle« zu befreien, ist nicht einfach, denn in asymmetrischen Konflikten ist nicht nur die militärische Macht, sondern auch das Leid und die Zerstörung auf beiden Seiten unterschiedlich. Subjektiv kann man das Leid der Opfer nicht vergleichen oder gar gewichten. In der politischen Analyse von gewaltsamen Auseinandersetzungen kann man aber die Machtverhältnisse nicht ignorieren, die Schwachen sind eben meist die Leidtragenden.

Wie ich eingangs schon gesagt habe (s. S. 61), musste ich häufig erleben, dass die Freiheitsbewegungen von gestern, denen unsere Solidarität bei vielen kolonial unterdrückten Völkern galt, zu eben solchen Schlächtern mutierten wie ihre Unterdrücker zuvor, sobald sie selbst an der Macht waren. Gewiss gilt den Opfern gewaltsamer Auseinandersetzungen meine ungeteilte Solidarität und all meine Kraft. Aber rufen sie nicht häufig ihre Führer und Helden zu Rachefeldzügen auf, statt deren Anteile an der Gewalteskalation zu kritisieren? Auch dies mag schwierig zu vermitteln sein: Eine Verschmelzung mit den Opfern wäre für eine Friedensaktivistin in Kriegsgebieten eher lähmend, und eine mimetische Solidarisierung würde ihr den Blick verstellen. Nur eine »professionelle Distanz« und kenntnisreiche Außenperspektive erhalten handlungsfähig. Wenn ich etwa bei dem ersten biografischen Interview, das erschütternd war, mich mit dem muslimischen Kind aus Ostbosnien in Tränen aufgelöst hätte, wäre ich sicher nicht in der Lage gewesen, die biografischen Erzählungen der serbischen Flüchtlingskinder einfühlsam wahr zu nehmen oder überhaupt noch für Tausende von Betroffenen aller Seiten solche Begegnungen zu organisieren.

Dass Täter potenzielle Opfer sein können und Opfer potenzielle Täter führt bei gewaltsamen Auseinandersetzungen eine schwierige Gemengelage herbei, die jeweils präziser Analysen bedarf. Diese Problematik lässt sich an den deutschen Solidaritätsbewegungen zum Nahost-Konflikt verdeutlichen. Da sind auf der einen Seite des Spektrums die »Anti-Deutschen«, eine besondere Variante der »Antifa«-Gruppen, die mit philosemitischem Schuldbewusstsein und unverhohlenem Rassismus gegen »die« Araber die Politik Scharons auch noch dort idealisieren, wo sich die meisten Bewohner Israels bereits davon distanzieren (z. B. Siedlungsbau). Auf der anderen Seite des Spektrums haben sich die letzten Sektierergruppen des anti-imperialistischen Kampfes zu Anwälten des palästinensischen Volkes ernannt, die auch noch die Selbstmord-Attentate als Befreiungskampf rechtfertigen, manchmal sogar mit antisemitischem Unterton. Zwischen diesen beiden Extremen sind in Deutschland nur wenige differenzierte Stellungnahmen zu finden, wie

zum Beispiel die »Bürger- und Bürgerinnen-Information Israel–Palästina«²³ des Komitees und die vom Komitee unterstützte Kampagne der IPPNW (Ärzte in sozialer Verantwortung) gegen den Mauerbau.²⁴

Die Aktion »Ferien vom Krieg« lässt sich also in kein Solidaritätskorsett einbinden, ist aber in *streitbarem Pazifismus* solidarisch mit den Opfern von Krieg und Gewalt. Diese erfahren dabei häufig, dass »die anderen« ähnliche Erschütterungen erleben mussten wie sie selbst. Manchmal können sie ihre eigene Lebensgeschichte erst im Spiegel der Biografien der angeblichen Feinde begreifen. Manche Schicksale gleichen sich bis in die grausamen Einzelheiten.

Die Rolle des deutschen Teams ist bei den Freizeiten sehr unterschiedlich. Auf dem Balkan gibt es neben den ehrenamtlichen Shiatsu-Praktikern und den jeweiligen Koordinatorinnen des Komitees noch einige junge Leute, die früher im »Freiwilligen sozialen Jahr« im ehemaligen Jugoslawien gearbeitet haben oder Rückkehrer, die gut deutsch sprechen. Alle beteiligten sich engagiert an der inhaltlichen Ausgestaltung der Freizeiten.

Die Gruppen aus Israel und Palästina kommen mit ausgebildeten *facilitators* und einem inhaltlichen Programm. Auf eine Zusammenarbeit mit den deutschen Veranstaltern legen sie keinen großen Wert. Es bedurfte einiger Überzeugungsarbeit, dass wir als teilnehmende Beobachter in den Gruppen anwesend sein können, um die Prozesse für unsere Spenderinnen zu dokumentieren. Da das Interesse an Themen der deutschen Gesellschaft gering ist, haben wir schon überlegt, diese Freizeiten aus Kostengründen nach Zypern oder in die Türkei zu verlagern. Dagegen spricht aber u. a., dass viele Israeli den Schritt nach Deutschland erstmals wagen, weil sie nur hier den Palästinensern von der Westbank begegnen können. Dieser Schritt, der zunächst nur Mittel zum Zweck ist, wird dann aber selbst zum Zweck. Sie sind froh und dankbar, dass sie im Land der Täter einen Teil ihrer sozial-biografischen Probleme bearbeiten konnten. Einige sind sogar geblieben. Immer mehr junge Israeli ziehen nach der Schule ins Ausland, um dem Militärdienst zu entgehen. Bei aktiver Verweigerung droht ihnen in Israel Gefängnis. Doch auch der Preis für die passive Verweigerung im Ausland ist hoch, denn sie können die nächsten Jahre nicht zu ihrer Familie nach Israel zurück, da sie dort als Deserteure gelten. Es scheint so, dass sich inzwischen ausgerechnet in Berlin immer mehr dieser *refuseniks* treffen und ansiedeln.

Die meisten jungen Palästinenser begreifen erst in Deutschland, warum der Holocaust eine so große Bedeutung für die Israelis hat. Zwar interessieren sich beide Seiten nicht sonderlich für aktuelle Entwicklungen in der deutschen Gesellschaft, aber in Bezug auf

²³ Komitee für Grundrechte und Demokratie (18. 11. 2003), Israel–Palästina. (2003): Gewalt ohne Ende oder Verständigung und Kooperation.

²⁴ Informationen bietet auch der eMail-Verteiler von Pater Fielenbach aus Straubing, der wöchentlich Beiträge aus vielen Quellen auswählt und neben interessanten Zeitungsartikeln Berichte aus der Friedensbewegung in Israel und von den Internationalen Freiwilligen in Palästina versendet (anzufordern über: rfielenbach@karmelitenorden.de). Darüber hinaus gibt es viele weitere Informationsmöglichkeiten (Z. B. www.inamo.org oder www.zmag.de/). Eine Link-Sammlung ist unter: www.palmyra-verlag.de/Links-NO.html zu finden. In englischer Sprache gibt es viele *mailing*-Listen oder Internet-Seiten, auf denen es jeweils weitere Links gibt, z. B.: www.newprofile.org/ www.gush-shalom.org/english/index.html www.palestinechronicle.com www.stopthewall.org

das Verständnis des Konflikts ist der Ort von hoher symbolischer Bedeutung für alle drei Seiten.

Die Bedeutung der Religionen schätze ich – sowohl im Hinblick auf die Konflikteskalation als auch für den Aussöhnungsprozess – nicht sehr hoch ein. Zwar spielen Rituale und Regeln eine gewisse Rolle bei den Auseinandersetzungen, aus meiner Sicht handelt es sich dabei jedoch eher um kulturelle Konventionen als um Ausprägungen tiefer Frömmigkeit. Doch könnten die geschilderten Szenen sicher auch stärker in einem religiösen Bezugsrahmen interpretiert werden. Die auf Religion bezogenen Erfahrungen in unseren Seminaren sind gewiss nicht verallgemeinerbar. Die Teilnehmenden sind eine besonders mutige und aufgeklärte Minderheit in der jeweiligen Gesellschaft. Dadurch wird ihre alltägliche Angst vor Selbstmord-Attentaten oder Militäranfällen jedoch nicht geringer.

Dass auf beiden Seiten gewaltbereite Fanatiker im Namen der Religion dazu aufrufen, den Gegner zu vernichten, ist nicht zu bestreiten. Aber genauso wenig wie die antisemitischen, fanatischen Islamisten für die palästinensische Gesellschaft repräsentativ sind, sind die orthodoxen, militanten Siedler für die israelische Gesellschaft typisch. Dieses Zerrbild wird durch die Medien produziert, die auf der einen Seite verummte, Gewehre schwenkende Hamas-Kämpfer zeigen und auf der anderen Seite bewaffnete Siedler, die allen Arabern den Tod wünschen. Nach meiner Einschätzung wird diesen Extremisten nicht nur in der Sensationspresse zu viel Aufmerksamkeit gewidmet, sondern auch in den Feuilletons bei der Ausleuchtung ihrer vermeintlichen Motive, wobei es allerdings mehr um den »Judenhass« der Islamisten als um den »Araberhass« der Ultra-Orthodoxen in Israel geht. Über die zaghafte Versuche der Verständigung oder mutige Proteste der Friedensaktivisten, die jenseits religiöser und nationalistischer Verblendungen nach Lösungen in einem schwierigen Interessenkonflikt suchen, berichten die Massenmedien leider nur sporadisch.

Kurz bevor ich diesen Artikel überarbeitet habe, ging die Aktion »Ferien vom Krieg im Sommer 2005« zu Ende, und die für Mitte August angekündigten Räumungen der Siedlungen im Gaza-Streifen standen unmittelbar bevor. Soweit ich die Diskussionen der Teilnehmer an den Freizeiten verfolgen konnte, war der Rückzug aus Gaza zwischen den jungen Israelis kein kontroverses Thema. Sie wunderten sich eher, wie es den militanten Siedlern von der Westbank massenhaft gelingen konnte nach Gaza zu gelangen, um dort den Widerstand gegen die Räumung zu verstärken, denn auch für Israelis war es bisher schwierig nach Gaza zu gelangen. Einige meinten, das sei politisch gewollt und gehöre zur melodramatischen Inszenierung des Abzugs. Je schwieriger sich die Militäraktion gestaltete, umso unwahrscheinlicher werde die Räumung der Siedlungen in der Westbank, um die es beim Friedensprozess ja eigentlich gehe.

Die Stellungnahmen der Teilnehmenden aus Palästina waren ambivalent. Wenn es tatsächlich zum Rückzug kommen werde, würden die militanten Gruppen wie Hamas dies als ihren Erfolg durch die Raketen und Attentate feiern. Da der Abzug nicht das Ergebnis von Verhandlungen sei, sondern von Israel als einseitiger Gnadenakt dargestellt würde, werde das Ansehen der Autonomiebehörde geschwächt. Interessant fanden einige die Höhe der Abfindungen für die Siedler: »300 000 bis 500 000 Dollar für ein Haus. Wenn das der Maßstab für die Kompensation der Verluste der palästinensischen Flücht-

linge wäre, ließe sich in der Frage der Rückkehr sicher ein Kompromiss finden«, meinte ein Teilnehmer spöttisch.

Nach insgesamt vierzehn Seminaren in den letzten vier Jahren mit 285 Teilnehmenden aus Palästina und 285 Teilnehmenden aus Israel habe ich anfangs wechselseitige Vorurteile gehört und während der Seminare harte Auseinandersetzungen erlebt. Aber jenseits des Interessenkonfliktes rassistischen Judenhass der Palästinenser, wie die Wissenschaftler in den Feuilletons ihn ausmachen? Oder elitären Rassismus der Israelis gegen die »Unterentwickelten«, wie Herr Honderich ihn ausmacht? In keinem einzigen Fall habe ich das erlebt!

Belegen kann ich hundertfach das Gegenteil: die schmerzhafteste Suche nach pragmatischen Kompromissen. In einigen Gruppen haben wir am letzten Tag der Freizeiten überraschend um kurze Stellungnahmen zum Verlauf des Seminars gebeten. Nur drei Teilnehmer äußern sich in 191 vorliegenden Stellungnahmen kritisch, die anderen beschreiben ihre Wandlungsprozesse, wie einige aus der Dokumentation: »188 Plädoyers für einen israelisch-palästinensischen Dialog« abschließend belegen:

Obleich es nicht leicht war, Jugendliche zu treffen, die mir ganz ähnlich waren, mich aber offensichtlich als »Feind« betrachteten, hat es sich gelohnt. ... Diese zwei Wochen sind mir wirklich nahe gegangen und ich habe meinen Blick auf den Konflikt gewandelt. Sie haben mir Mut gemacht, ernsthaft zu versuchen, etwas zu verändern. Vielen Dank.

Ich schreibe im Namen der Familie »Ferien vom Krieg«. Wir verbrachten hier die schönsten Tage unseres Lebens. Es war eine wichtige Erfahrung für uns, denn wir lernten zusammen zu leben, Seite an Seite, Palästinenser und Israelis, weit weg von den Kriegsschauplätzen, – wie eine Familie. Wir haben darüber diskutiert, was zu Hause passiert, über die Gewalt und Zerstörung auf beiden Seiten, und wir haben den Friedensprozess voran gebracht. Vielen Dank für dieses erfolgreiche Programm. Es ist eine gute Investition.

Ich bin jetzt 25 Jahre alt, aber bevor ich hierher kam, wusste ich nicht, dass ich in einem Settlement aufgewachsen bin. Das Land wurde den Palästinensern 1967 weggenommen. Ich wusste das wirklich nicht.

In einer Welt wie der unseren, wo die Starken die Schwachen fressen wollen, haben wir keine Hoffnung. Als Palästinenserin, die in Israel lebt, treffe ich sie oft, aber noch nie habe ich einen Israeli getroffen, mit dem ich über Frieden sprechen konnte. Nachdem ich diese Gruppe hier kennen lernen konnte, blüht neue Hoffnung in meinem Herzen, dass es doch noch eine Chance zum Gespräch gibt.

Wir haben hier schwer gelitten. Dieses Leiden wurde von beiden Seiten verursacht und beiden Seiten zugefügt. Ich denke, jeder sollte sich voll dafür einsetzen, dass unsere miserable Situation sich ändert. Das ist der Grund, weshalb ich hier her kam, denn ich glaube an die Kraft unserer Herzen.

Es war vom ersten Tag an überwältigend! Aber am Anfang merkte ich nicht gleich, dass dies die wunderbarste Zeit meines Lebens werden würde. Keine Kämpfe, kein Hass – in keinem Fall. Unser Glücksgefühl wuchs von Tag zu Tag. Ich habe echte Freunde gewonnen. Ich hoffe, wir können für immer in Kontakt bleiben.

Ich kam zu dem Seminar, um der anderen Seite eine Botschaft zu übermitteln, aber auch um viele Dinge über sie zu wissen. Wirklich, es war eine harte Erfahrung für mich, aber gleichzeitig sehr hilfreich für alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer.

Ich bin in Palästina aufgewachsen, in der Westbank, in einer jüdischen Siedlung nahe einer palästinensischen Stadt. Ich lebte dort während der ersten Intifada und des Golf-Krieges. Als Kind hätte ich mir nie vorstellen können, wie das Leben auf der anderen Seite aussieht, und dass ich jemals mit Palästinensern in einem Raum zusammen sitzen würde.

Das war für mich keine einfache Erfahrung, weil ich Jude bin, und die Vergangenheit der Juden in Deutschland ist für mich immer noch sehr schwierig zu bewältigen. Ich lernte sehr viel über mich selbst, darüber, was es heißt, als eine Minderheit zu leben und wie rassistisch unsere Gesellschaft ist.

Ich kam hierher, um zu kämpfen. Ich fahre zurück, um zu lieben.

Wir können zusammen leben, sogar unter einem Dach. Das ist eine wunderbare Erfahrung!